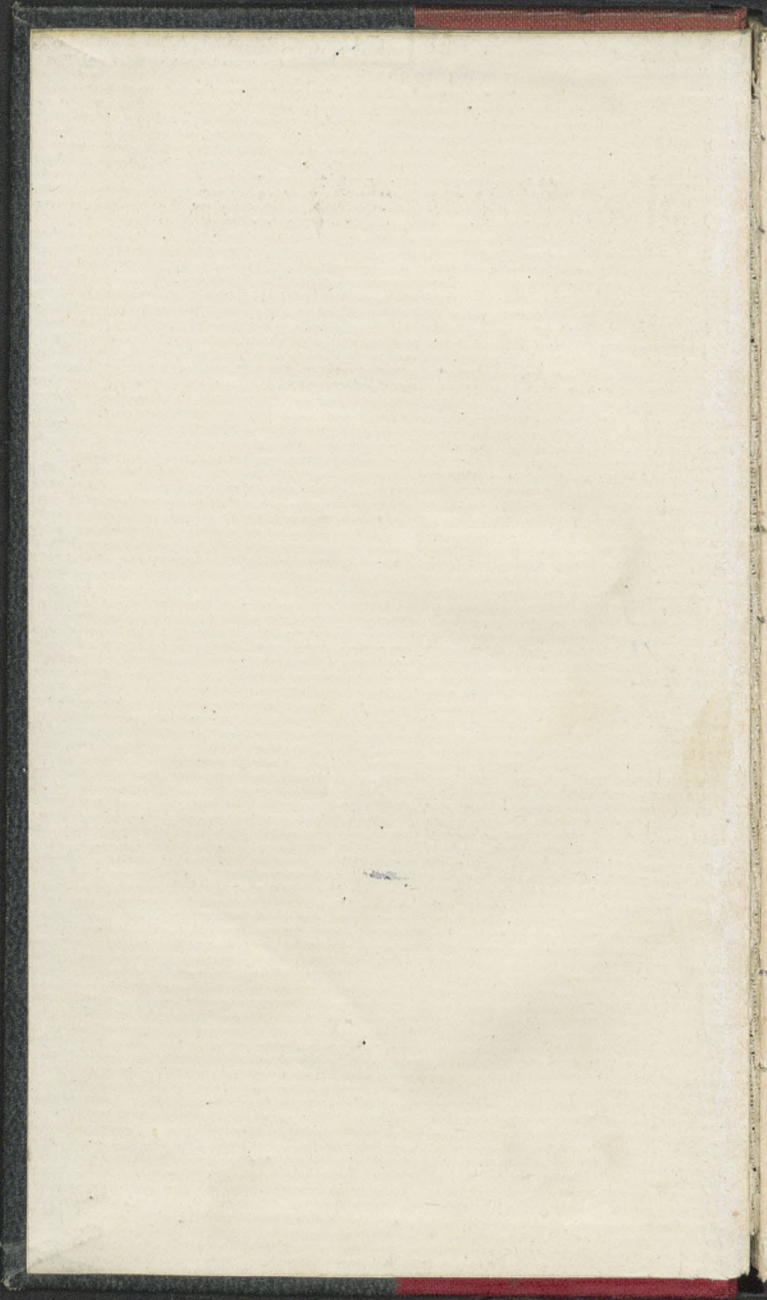
W. Sieroszewski
Sibirische
Erzählungen

Verlag
Dr. J. Marchlewski & Co.
München



Sibirische Erzählungen

von

W. Sieroszewski

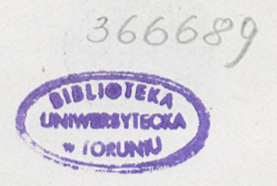
Autorisierte Übersetzung

von

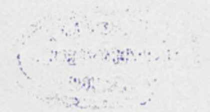
M. Sutram

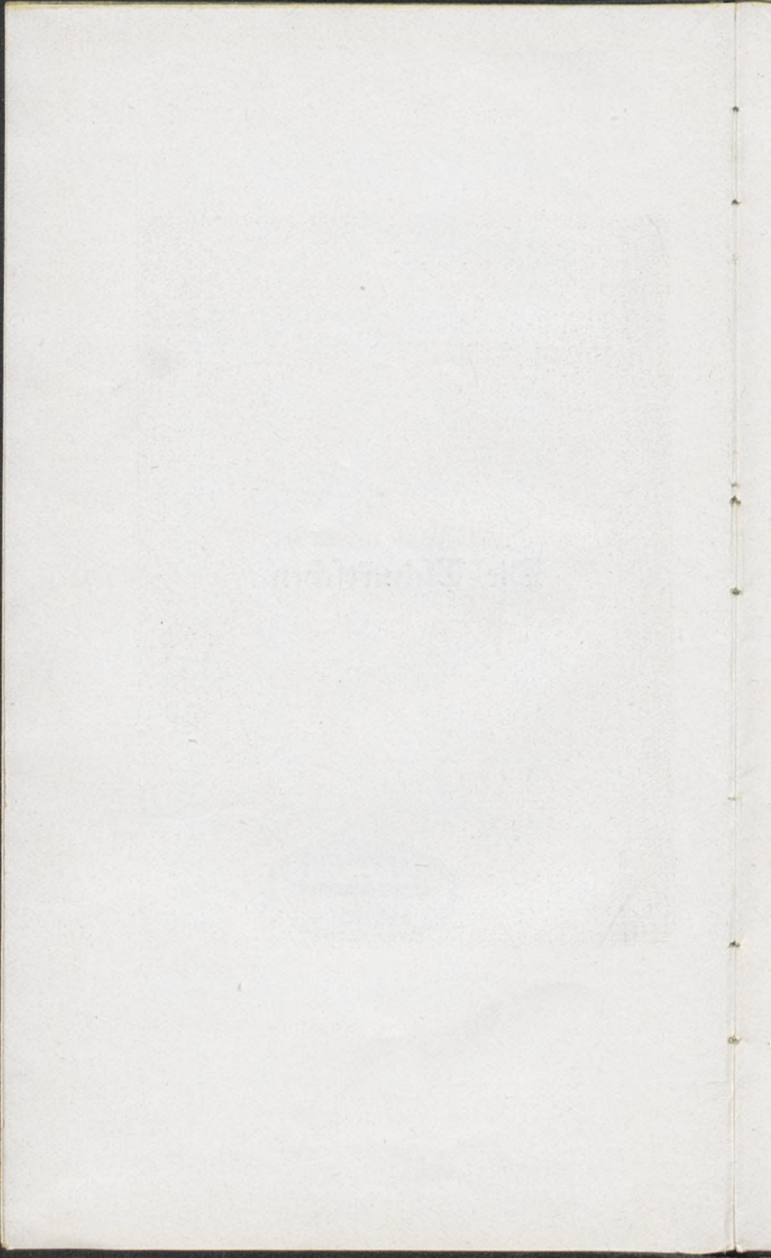


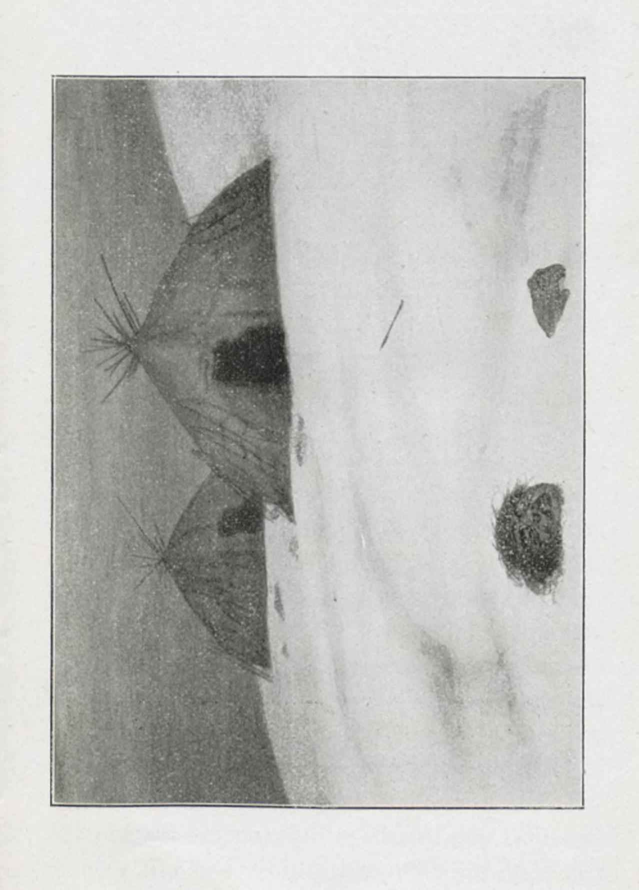
München 1903
Dr. J. Marchlewski & Co.
Verlag slavischer und nordischer Literatur

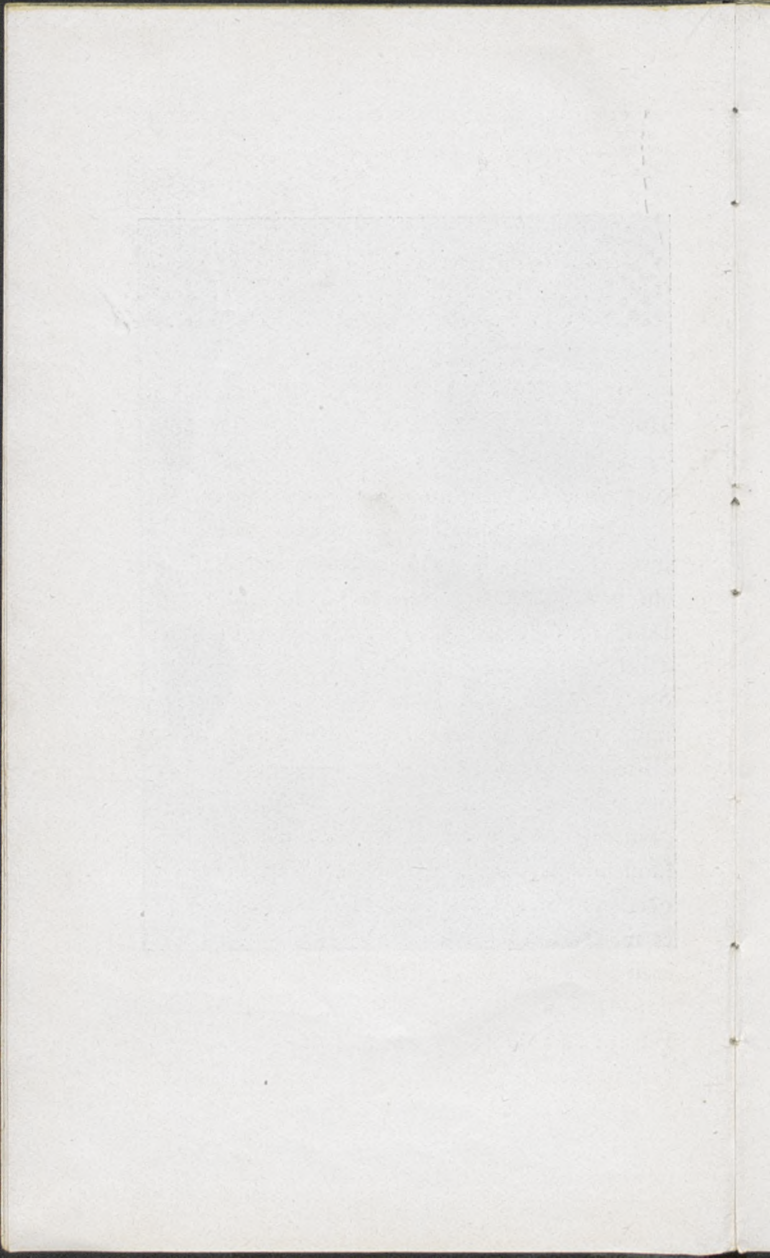

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
w TORUNIU

Die Tschuktschen











Kalte arktische Nacht umfing das Land. Unten, dicht über der Erde, wurde sie von Nebeln getrübt; hoch oben, ins Unendliche hinein, wölbte der trauervolle Himmel seinen sternbesäten Dom.

An der Schwelle eines kleinen Hauses, das winzige Fenster und ein flaches Dach hatte, stand ein junger Mann; sein Kopf war bloß, seine Hände verschwanden tief in den Taschen. Seine Blicke hingen ausdruckslos, aber unverwandt an der südlichen Seite des Horizonts — dort sollte nach den langen Tagen der Finsternis die erste Morgenröte erblühen. Es war ihm zuweilen, als dämmere es schon, als zittere etwas in dem grenzenlosen Dunkel. Aber es waren nur die launenhaften Nebel, die hin und wieder schwebten, oder die Sterne, die am Horizonte flimmerten; er wandte also die ermatteten Augen dem Städtchen zu, an dessen äußerster Grenze sein Häuschen stand. Aus den fernen Fenstern glomm ein blasser Schein, und die Zughunde bellten hier und da auf den Höfen.

— Oh, wie sie kläffen, — dachte er. — Verrückt könnte man werden! Und bei dieser Kälte ist's kaum möglich, daß jemand kommt.

Er wollte eben ins Haus zurücktreten, als er den Schnee knistern und den Wiederhall eiliger Schritte hörte. Er horchte auf: die Schritte steuerten dem Pfade zu, der an seine Hütte führte.



— Bist du es, Joseph?

— Ja! Was gibt's? — antwortete eine, in der eisigen Luft seltsam tief klingende Stimme, und einen Augenblick später stand ein mittelgroßer Mann neben ihm, der vom Scheitel bis zur Sohle in Pelze gehüllt war.

— Was fällt dir ein, dummer Kerl! Bei dieser Kälte steht er in dem leichten Kittel da! . . .

Willst du dir durchaus eine Lungenentzündung holen?

— Ach, was liegt daran! Ein Jahr früher oder später.

— Zugegeben! Aber weißt du, Stefan, ich muß gestehen, hier möchte ich nicht sterben! Nicht einmal verfaulen kann man hier, wie ein anständiger Mensch. Ganze Ewigkeiten muß man liegen, wie ein Eisbild, und die Hunde werden heulen und heulen . . .

— Ja sie heulen zum Verrücktwerden . . . Als ahnten sie etwas und besonders heute.

— Gewiß ahnen sie etwas. In der Stadt heißt es, die Tschuktschen seien da. Ich bin gekommen, dir das zu sagen . . . Aber komm ins Haus: es ist scheußlich kalt, so schlimm war es in diesem Jahre noch nicht.

Sie gingen hinein. Stefan schürte das Feuer und kochte Tee; Joseph nahm den Pelz ab und ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab.

— Weißt du, diese Nachricht ist nicht ohne Bedeutung für uns!

— Was für eine Nachricht?

— Daß sie da sind!

— Die Tschuktschen?

— Ja.

Stefan lächelte.

— Wir müssen durchaus Bekanntschaft mit ihnen machen. Es heißt, sie haben Handelsverbindungen mit Amerika.

— Mit wem sollen wir also Bekanntschaft machen? Mit den Yankees?

— Ach, hör' doch auf zu spotten! Mit den Tschuktschen. Du bist der rechte Speilzahn! Und doch würde es dir am leichtesten fallen. Du hast die Werkstätte, bei dir gehen verschiedene Leute ein und aus. Was meinst du, wenn ich dem Kosaken, dem Busa, zuredete, sie herzubringen? Er würde einen ausgezeichneten Dolmetscher abgeben.

— Einverstanden! Rede dem Kosaken Busa zu . . .

— Ach, ich kann diesen Ton nicht ertragen! Ewig spielst du den gleichgültigen Lord. Wenn ich deinen Kopf, deine Gesundheit und deine Geschicklichkeit hätte!

— Dann hättest du auch meine Sehnsucht und meine Gleichgültigkeit.

— Denkst du, ich sehne und bange mich nicht!

— Nein, das denke ich nicht. Nicht im geringsten; aber du hast ein glückliches Wesen, du kannst dir die Zeit wenigstens bis zu einem gewissen Grade mit deinen Büchern, deinen Träumereien verkürzen. Ich aber muß leben, muß Bewegung und neue Eindrücke haben, muß ar-

beiten können . . . Sonst vergehe ich, ich fühle, wie ich langsam dahinsterbe!

Sie setzten sich an den Teetisch und plauderten bis spät in die Nacht hinein. Diese späte Nachtstunde unterschied sich von der verflossenen Dunkelheit nur dadurch, daß die Sterne ihren Platz gewechselt hatten, daß der Frost strenger war und die berstende Erde lauter krachte, daß die Lichter in den Hütten erloschen waren und die Hunde leiser, kläglicher heulten.

— Also vergiß nicht — ich schicke sie dir her. Suche sie zu bezaubern, du verstehst es ja.

— Gut, gut . . . Ich habe eben die Spieldose des Bezirksvorstehers hier, die repariert werden soll, die sollen sie zu hören bekommen.

— Na, diese Freude! Ich kann's mir lebhaft vorstellen: eine Schachtel, die reden kann! Vergiß aber nicht, Schnaps zu kaufen. Busa mußt du auch traktieren . . . Er wird uns nötig sein . . . Ich weiß noch nicht, was wir vornehmen werden; ich versuche nicht einmal, daran zu denken, aber ich fühle es wohl, es kommt etwas, es wird etwas geben.

— Was soll's geben? Rein garnichts wird's geben, nicht einmal Schnaps wird's geben, denn den werden sie austrinken.

— Du unausstehlicher Pessimist, immer mußt

du mir jede Freude vergiften! — rief Joseph schon auf dem Flur und schlug die Tür hinter sich zu.

Stefan stand lange in der Mitte der Stube und horchte seinen rüstigen, schnellen Schritten. Er lächelte, denn er hatte es gern, wenn man ihn einen „Pessimisten" schalt.

Einige Tage später, als er mit seiner Arbeit beschäftigt, den Rücken der Tür zugekehrt, am Tische saß, hörte er draußen ein sonderbares Lärmen und Stampfen, und bald darauf zog jemand mit ungeübter Hand an dem Riemen, der die Klinke ersetzte.

Stefan wandte sich neugierig um; in demselben Augenblicke sah ein braunes, plattes Gesicht zur Tür herein.

— So geh' doch endlich hinein! du läßt die Hütte ganz kalt werden . . . schrie jemand im Flur.

Stefan erkannte Busas Stimme.

— Bitte, tretet näher.

— Kein Spur von Schliff! Die echten Tschuktschen . . . Dieser hier ist zwar getauft, er heißt Lopatka und trinkt gern einen über den Durst, — stiehlt auch manchmal ein bißchen, aber sonst ist's ein guter Junge — und dieser hier — mit dem binden sie nicht an, daß ist Kituwja. Mit dem darf man nicht anbinden.

Die Wilden standen ruhig in der Mitte des

Zimmers und sahen sich neugierig, aber ohne eine Spur von Verlegenheit um.

Die Pelzkleider, die sie das Fell nach oben trugen, hingen schwerfällig und ungeschickt um sie herum. Stefan fand, daß sie einander sehr ähnlich waren. Aber Kituwjas Haut war dunkler und aus seinem unbeweglichen Gesicht, aus der Art wie er den Kopf trug, und aus dem festgeschlossenen Mund sprach steinerner Stolz, ja fast Verachtung für alles, was ihn umgab. Lopatkas kleine geschlitzte Augen dagegen huschten neugierig über die Wandbretter, durchstöberten die entferntesten Winkel der Wirtschaft, und sein breiter Mund öffnete sich dabei.

— Nimm die Mütze ab! — zischte Busa ihn an und gab ihm einen gelinden Rippenstoß. Lopatka nahm die Pelzmütze hastig ab, und ein echter Tschuktschenkopf — kegelförmig, scharfkantig und kurzgeschoren kam darunter zum Vorschein.

Kituwja trug keine Mütze; seine langen, dichten und zerzausten Haare hielt ein schmaler Riemen dicht über der Stirn zusammen. Ein ähnlicher Riemen umschlang ihm Brust und Hals, die der weitausgeschnittene Pelz freigab. Der Tschuktsche maß Stefan mit einem scharfen Blick und warf dem Gefährten einige kurze Kehllaute zu.

— Haben sie gehört? — meinte Busa

lächelnd — s' ist die richtige Renntiersprache . . . Ihr Glaube ist auch ein Renntierglaube; wo diese hingehen, ziehen sie ihnen nach. Herr Joseph hat uns gesagt, wir sollten kommen und da sind wir.

— Schön; gleich sollt ihr Tee haben; oder wollt ihr lieber Schnaps?

— Ja, Herr, geben sie uns lieber Schnaps. Aus Tee machen sie sich nicht viel.

Um sie zu unterhalten, zeigt ihnen Stefan einen Magneten und ließ die Kuckucksuhr schlagen. Diese hatte einen gewissen Erfolg. Lopatka gefiel sie sogar ausnehmend, aber das zurückhaltende Wesen Kituwjas ließ keinen wärmeren Erguß aufkommen. Das Feuer knisterte lustig auf dem Herde. Die Gäste legten ihre Pelze ab und ließen sich auf den Bänken nieder. Busa lachte immer wieder hell auf, Lopatka kicherte leise, Kituwja aber ließ seine scharfen Blicke von einem Gegenstand zum anderen schweifen. Endlich blitzte es auch in seinem Gesichte auf, ein gedämpfter Schrei entschlüpfte ihm, und er zeigte auf einen großen Stein, der statt eines Gewichtes an die Sehnen gebunden war, die zum Trocknen von der Decke herabhingen. Alle Anwesenden umgaben den Stein, stießen ihn an, und versuchten ihn mit gradausgestrecktem Arm in die Höhe zu heben, aber nur Kituwja allein brachte es fertig.

Als Stefan hinzutrat und es ihm nachmachte,

hellte sich das Gesicht des Kriegers freundlich auf; er sagte „Bruder“ zu ihm und strich ihm mit der Hand nachlässig über Arme und Schultern.

— Er lobt sie — er fragt, warum er sie nie in der Schenke sieht, im Kreise der Menschen?

— Sag' ihm, ich habe keine Zeit, ich bin beschäftigt.

Während Busa dem Wilden Stefans Worte übersetzte, nahm sein Gesicht wieder einen verachtungsvoll-steinernen Ausdruck an.

— Er will's nicht glauben, daß sie ein Schmied sind, und daß sie der Bezirksvorsteher trotzdem achtet . . . Er ist ein ganz dummer Wilder . . . Wenn bei ihnen einer ein Krieger ist, dann trinkt er nur und rauft, und alles andere ist was Unedles.

Die Gäste aßen und tranken gewissenhaft alles auf, was sie bekamen. Beim Abschiede wiederholte Lopatka das Wort „Bruder, Bruder“ unzählige Male. Als sie fort waren, blieb der unangenehme Geruch von schlechtgegerbten Renntierfellen und ranzigem Renntierfett zurück.

— Jetzt werden alle Tschuktschen von ihnen reden . . . Sie werden ihnen keine Ruhe lassen . . . sagte Busa in dem kleinen Vorhause zu Stefan. — Schönen Dank für das Traktament . . . . Wann sollen wir wiederkommen?

— Frage Herrn Joseph, der wird's dir sagen.

*　　　*
*

— Nun, sind sie hiergewesen? fragte Joseph am anderen Tage.

— Natürlich sind sie hiergewesen. Ich mußte das Haus einige Stunden lang lüften.

— Haben sie dich nicht eingeladen?

— Nein!

— Nur Geduld. Das wird schon kommen. Busa hat mir erzählt, sie seien entzückt.

— Ich glaube, am meisten entzückt ist Busa; er hat für dreie gegessen und getrunken.

— Und Lopatka?

— Ach was, Lopatka! . . . Wo's Schnaps gibt, ist auch Lopatka zu finden. Mit seinem Ansehen muß es nicht weit her sein.

— Auch solche sind nicht zu verachten — sie bereiten den Boden ausgezeichnet vor. Diesen werden auch andere folgen. Wir müssen geduldig warten. Bitte, habe nur Geduld. Ich werde es schon einrichten. Gestern war ich beim Missionär, beim Bruder Pantelej . . . Ich lerne ihre Sprache. Nach und nach wird sich vielleicht etwas zu Wege bringen lassen. Wir müssen ihre Gebräuche kennen lernen, Freundschaft mit ihnen

schließen, ihre Zuneigung gewinnen. Sei nur nicht sparsam, wenn sie kommen.

— Fällt mir ja nicht ein, aber — sie sitzen mir zu lange.

— Aber auch wir — sitzen schon zu lange hier.

Wieder vergingen einige Tage. Die Tschuktschen waren nicht erschienen.

Trotz seines augenblicklichen Unwillens und Unglaubens fühlte sich Stefan doch beunruhigt und sah sich jedesmal hastig um, wenn die Tür aufging.

Es war schon spät. Eben war er mit seiner Arbeit fertig geworden, und da er das Licht der Sparsamkeit halber ausgeblasen hatte, saß er der Ruhe pflegend nachdenklich am brennenden Herdfeuer. Da weckte ein ungewöhnlicher Lärm, der von außen zu ihm drang, seine Aufmerksamkeit. Plötzlich wurde die Tür seines Hauses gewaltsam aufgerissen und ebenso schnell flog sie wieder zu. Jemand war in die Stube gestürzt und hielt die Tür schweratmend zu, während sie von außen jemand zu öffnen suchte. Erstaunt sprang Stefan auf und zündete schnell das Licht an. An der Tür stand ein über und über mit Schnee bedeckter Tschuktsche: er hatte sich den Riemen um die Hand gewickelt, stemmte den Fuß gegen die Schwelle und zog die Tür mit der Aufbietung seiner ganzen



Kraft an sich. Gewaltsam gezerrt, schwankte und bebte die Tür. Der Wilde sah Stefan an, machte eine flehende Bewegung und gab ihm zu verstehen, daß er keine Waffe bei sich habe. Im Flur erscholl ungeduldiges Getrampel und laute Flüche, die mit heiserer, abgebrochener Stimme hervorgestoßen wurden, und dabei polterte jemand heftig mit dem Fuße gegen die Tür: Stefan meinte diese Stimme zu erkennen, sie schon irgendwo gehört zu haben.

— Wer ist da? Wollt ihr wohl auf der Stelle aufhören, an die Tür zu schlagen! . . . Heiliges Kreuzdonnerwetter! . . . — fluchte er erregt.

Das Stoßen hörte auf. Eine Weile erklang noch leises Gemurmel, aber als viele Schritte näher kamen, verließ der Unbekannte den Flur. Der Tschuktsche gab den Riemen frei und wandte sich Stefan zu.

— Bruder! Gem kamakatan — sagte er, auf seinen Anzug deutend — gem — Messer — nicht . . . gem . . . Bruder!

Er machte eine Bewegung, als wollte er zu Boden fallen. Seine Augen glänzten sanft, auf dem häßlichen, groben Gesicht mit den breiten, geblähten Nasenlöchern malten sich Rührung und Dankbarkeit.

— Bruder! Anoaj! Anoaj!

Er trat an den Herd und begann den Schnee

von seiner „Kuklanka"*) zu schütteln. Der Pelz, die Haare, die Ohren, der nackte Hals waren voll davon. Zusammenschauernd zeigte er Stefan, daß er ganz naß sei, daß ihm das Wasser unter dem Kleide über den nackten Körper fließe. Er begann zu zittern und stellte sich an, als müsse er sterben. Stefan wußte nur zu wohl, daß bei der furchtbaren Kälte selbst ein Tschuktsche in den feuchten Kleidern erfrieren könnte. Er verstand, was der Wilde vorhatte und nickte. „Gem kamakatan" lächelte und machte sich schnell daran, die Kleider abzuwerfen. Bald schlüpfte er nackt wie eine griechische Bildsäule aus dem aufgeschnürten Pelzwerk. Neugierig harrte Stefan der Dinge, die noch kommen sollten. Der Tschuktsche hing seine Kleider ruhig am Feuer auf, dann sah er sich um, erblickte das Bett Stefans, das schon zur Nacht aufgedeckt war, sprang freudig hinein und verschwand unter der Decke. Alles das war so schnell, so unerwartet und mit so erstaunlicher Gewandtheit geschehen, daß Stefan laut auflachen mußte. Der Tschuktsche steckte den Kopf noch einmal unter der Decke hervor und wiederholte höflich:

— Bruder . . . Bruder!

* * *

*) Tschuktschen-Pelz.

— Nun, ist er hiergewesen? — fragte Joseph, als er zur gewohnten Zeit eintrat.

— Bah, er ist noch da.

Stefan erzählte dem Gefährten das ganze, absonderliche Abenteuer.

— Prachtvoll! — Ausgezeichnet! . . . Jetzt geht's los! — wiederholte jener, indem er auf den Fußspitzen in der Stube umherging.

— Ich finde nichts Prachtvolles dabei! Ich wollte lieber, er schliefe in deinem Bette. Er sieht aus, als hätte er sich noch nie gewaschen, oder gekämmt. Wenn sein Kopf wenigstens geschoren wäre; aber wie zum Possen, muß er das Haar gerade lang tragen, wie Kituwja.

— Schadet nichts! Immerhin sind das schon nähere Beziehungen. Zeig ihn mir doch! Und hat er langes Haar — um so besser, er ist also ein vornehmer Mann, ein Krieger! Hat er dir seinen Namen gesagt?

— Ja, ein wunderbarer Name — Gemkamaka, glaube ich. — Vorsichtig traten sie mit dem Licht ans Bett, wo das kupferfarbene Gesicht des Wilden im Kranze der langen zerzausten Haare auf dem weißen europäischen Kissen ruhte. Plötzlich zuckten die Lider des Schlafenden und seine Augen öffneten sich weit. Einen Augenblick sah er die über ihn gebeugten Menschen erstaunt an, dann sprang er auf, tastete mit der Hand um

sich und streckte die nackten Arme mit einer verzweifelten Bewegung aus.

— Bruder! . . , Bruder! — flüsterte er — Anoaj!

— Bruder! — wiederholte Stefan schnell und berührte ihn sanft.

Ein kindliches Lächeln erhellte die Züge des Wilden, schnell warf er die Decke zurück und ging seine Kleider holen.

— Ein prachtvolles Exemplar . . . rief Joseph entzückt.

Er klopfte ihm liebkosend auf die Schulter und als sich jener zusammenzuckend schnell umwandte, zählte er ihm seinen ganzen Schatz an Wörtern der Tschuktschensprache auf. „Gemkamata" verstand wahrscheinlich nicht viel von diesen zusammenhangslosen Sätzen, aber lachend wiederholte er jedes Wort; und da seine Kleider noch nicht trocken waren, setzte er sich, nackt wie er war, an den Tisch, wo die Freunde ihren Tee nahmen, fing auch an zu essen, und redete dabei ohne Unterlaß in seiner Renntiersprache, und sein Lächeln ließ seine großen weißen Zähne hervorblitzen. Beim Abschiede legte er die Hand wieder zum Beweise seiner Dankbarkeit auf Stefans Schulter, und sagte „Bruder!" und versprach mit seiner Mutter, mit seinem Vater und seiner Frau wiederzukommen.

— Bring auch Busa mit, und Lopatka, und Kituwja.

Des Tschuktschen Gesicht umwölkte sich. — Gut — Busa und Lopatka. Wir werden Schnaps trinken — sagte er in dem ortsüblichen russisch-tschuktischen Jargon.

— Wir werden Schnaps trinken.

Als er fort war, fiel Joseph Stefan um den Hals.

— Wundervoll! Ausgezeichnet! . . . Mir ist, als wären wir schon auf dem Schiff!

Wieder verging eine ganze Spanne Zeit. Schon begannen rosige Lichter die Einförmigkeit der Nacht zu unterbrechen, und noch immer ließen die Tschuktschen nichts von sich hören. Stefan meinte sogar zu bemerken, daß diejenigen von ihnen, die in die Stadt kamen, ihm aus dem Wege zu gehen suchten. Kituwja, dem er begegnet war, hatte ihn nicht angeredet, nicht einmal gegrüßt, obgleich er ihn sehr wohl sah, ja er hatte ihn sogar herausfordernd angesehen. Auch Lopatka wich ihm aus, wenn er seiner ansichtig wurde. „Gem-kamakatan" war spurlos verschwunden; Busa gab vor, nichts von ihm zu wissen, oder wußte auch wirklich nicht viel.

— Gem-kama? . . . sagst du? . . . Das ist nicht mal ein Name, das ist nichts. Ich kenne alle tschuktischen Wörter, aber dies hab'

ich nie gehört. Vielleicht war es ein Kargaul? — rechtfertigte er sich Joseph gegenüber, als ihm dieser auf den Zahn fühlte.

— Was heißt das — ein Kargaul?

— Das sind solche Wilde, die ohne Glauben, ohne Obrigkeit leben . . . Sie wohnen ganz am Ende der Landzunge . . . Kurz — lauter Räuber! So wie ich etwas erfahre, werde ich diesen Gemek schon zu euch bringen. Sie können sich darauf verlassen . . . Aber was wollte er bei Ihnen?

— Was er wollte? Nichts hat er gewollt. Busa sah ihn mißtrauisch an.

— Denn die Tschuktschen reden so was, als hätte Herr Stefan den Kituwja mit einem anderen Tschuktschen verhauen . . . Aber jener Tschuktsche hieß nicht Gemkam, sondern Otowaka . . . Alle die Tschuktschen hier in der Umgegend achten den Kituwja sehr, sie fürchten ihn. Sie sagen, er sei ein echter Tchuktsche — ein Krieger. Sie sind Wilde, aber sie haben ihren Anstand. Das sind keine Jakuten.

— Aber da ist ja kein wahres Wort dran. Nichts Ähnliches ist vorgefallen. Frage doch Kituwja.

— Ja, daß er mir sein Messer in den Leib stößt. Das sollte mir fehlen! Den darf man nicht fragen, ja, man darf sich nicht mal merken

lassen, daß man was davon weiß . . . Lopatka hat's mir gesagt . . .

— Und wo finden wir dich, wenn du uns nötig sein solltest?

— Sie wissen ja, wo . . . Am ehesten in der Schenke. Denn jetzt ist immer etwas mit den Tschuktschen los, dann übersetz ich, und bei ihnen geht's nicht ohne Schnaps.

Wieder vergingen einige Tage. Plötzlich geschah etwas Ungewöhnliches; ein Ereignis, das fast alle Einwohner des Städtchens herbeilockte. Auf zwei „Narten",*) die mit zwei Paar großen wohlgenährten Renntieren bespannt waren, fuhr eine Gesellschaft festlich gekleideter Tschuktschen vor Stefans Hause vor. Stefan trat vor die Tür. Zuerst kam ihm ein alter Tschuktsche entgegen, den eine kostbare, kunstvoll gestickte und mit Biber umsäumte „Docha"**) aus schwarzen Mäusefellchen schmückte. Er stützte sich leicht auf die Schultern seiner Söhne, die seine Füße in gebückter Stellung an den Knöcheln festhielten und sie ehrerbietig auf die Treppenstufen hoben; hinter ihnen kam ein neunjähriger Bube mit bloßem, kurzgeschorenem Kopf, und den Zug schlossen zwei kleine, bewegliche, sehr drollige Gestalten.

---

*) Renntierschlitten.

**) Pelz.

Die eine hatte auch eine „Docha" aus schwarzen Mäusefellen an, die aber weniger schön war, die andere hatte gar kein Überkleid. In eine dichtanliegende Pelzhülle eingenäht sah sie aus, wie ein dem Walde entlaufener Zwerg. An den Flechten, in denen silberner Schmuck klirrte, an den über die Stirn geknüpften rotseidenen Tüchern erkannte Stefan, daß es Damen waren. Beide waren tättowiert; die ältere hatte blaue mit Seide



gestickte Schlangenlinien auf Stirn und Wangen, die jüngere tiefe Schrammen, die an der Stirn und am Kinn herunterliefen. Ihre Gestalt war nicht ohne Anmut; schlank gebaut, hatte sie graziöse Bewegungen, ihre Augen waren für tschuktische Verhältnisse ziemlich groß, und etwas Sinnendes lag in ihrem Gesicht. Den allgemeinen Eindruck beeinträchtigte aber ein gewisses ängstliches Zurückzucken.

— Siehst du, sie sind da? — rief Joseph,

der bald nach den Gästen hereingestürzt kam. — Nimm sie vorläufig auf, so gut du kannst! Ich will Busa holen.

— Anoaj! Anoaj! — begrüßten die Tschuktschen den Hauswirt

Es waren der Gäste zu viele, als daß sie alle hätten auf den Bänken Platz finden können. Stefan zog ein Fell aus dem Winkel, breitete es auf dem Fußboden aus, und die Wilden setzten sich in der Mitte des Zimmers im Kreise darauf und fingen an zu plaudern. Einer der Söhne des Alten — derselbe, der seine Kleider bei Stefan getrocknet hatte, berichtete anscheinend über das Ereignis; gewiß geschah es nicht zum erstenmal, aber alle hörten ihm aufmerksam zu, indem sie zustimmend brummten und neugierig nach dem Bette blickten; die jüngere Frau sprang sogar auf und sah unter die Decke. Die anderen lachten laut auf; in demselben Augenblick sagte der Kleine etwas mit sehr lauter Stimme und zeigte mit dem Finger nach der schlagenden Uhr. Die Erscheinung des Kuckucks in der Öffnung, seine Bewegungen und sein Rufen, riefen einen gewaltigen Eindruck hervor. Die Wilden sprangen auf, umgaben die Uhr und neigten den Oberkörper im Takte des: Kuckuck! und als die kleine Tür mit dem Vogel schallend zuschlug, sprangen sie tödlich erschrocken zurück.

Darauf brachen sie in ein lautes Gelächter aus. Einige ernste Worte des Alten beruhigten sie sofort.

Endlich kamen Lopatka, Busa und Joseph.

— Na, hab ich's nicht gesagt! Otowaka ist's, und nicht irgend ein Gemka. Er hat wohl auch nicht gesagt Gemka, sondern — Gemkamakatan — das heißt so viel —, so was, wie: ich bin krank . . . wenn ich sagen will: sie haben mich gequält — ich kann nicht mehr. Sehen sie, das ist doch was anderes . . . Und daß der alte Otowaka zu ihnen gekommen ist, das ist eine große Ehre . . . Er ist stolz und der reichste Mann auf der Landzunge . . . der reichste Mann! Ihr habt Glück!

Mit diesen Worten setzte er sich unter die Tschuktschen, Lopatka aber ließ sich etwas weiter nieder. Joseph half Stefan das Fleisch zum Mahle bereiten und das Wasser im Samowar ins Kochen bringen. Sie ließen Branntwein holen.

— Ein sehr achtbarer Mann. Er hat eine unzählige Menge von Renntieren . . . drei Frauen an drei verschiedenen Orten. Er hat sechs Söhne — sprach Busa voller Entzücken, und im Verhältnis zum Verschwinden des Branntweins und der Speisen wuchs seine Beredsamkeit. Sie haben Glück! Er wird sie belohnen, wird sie ehren . . . Aber sie müssen zu ihm fahren. Er wird ihnen

kostbare Pelze schenken . . . ja, er wird jedem eine Tochter geben . . . Und er hat eine hübsche Tochter; ich habe sie in der Stadt gesehen, als sie alle zusammen am Feiertage hier waren. Denn sie, die Otowaken kommen von weit her, daher reisen sie immer alle zusammen. Er will sie gewiß um etwas bitten, denn er hat gefragt, ob sie sich aufs Schmiedehandwerk verstehen,



ob sie ein aufgeschraubtes Gewehr von jenseits dem Meere zusammenstellen können. Die Amerikaner verkaufen ihnen immer aufgeschraubte Gewehre, bald fehlt der Hahn, bald der Drücker. Ich habe ihm also gesagt, sie haben goldne Finger, der Bezirksvorsteher selbst achte sie. Er hat „sehr" zugehört, der Alte. Gewiß wird er ihnen was schenken wollen. Sie müssen's annehmen, sonst ist er sehr beleidigt.

Stefan zeigte den Gästen den Magneten, die

Kuckucksuhr und andere Wunderdinge von „jenseits dem Meere", mit denen er die Eingeborenen zu amüsieren pflegte. Die Freude der Wilden kannte keine Grenzen. Besonders gefiel ihnen eine Nadel, die dem Magneten auf dem glatten Tische nacheilte und schnell floh, wenn der Pol geändert wurde. Die Fröhlichkeit erreichte ihren Höhepunkt, als die von Joseph aufgezogene Spieldose plötzlich zu spielen anfing. Sie beugten sich über die Schachtel, drückten die Ohren daran, steckten die Nasen hinein, und endlich begannen sie zu grunzen, im Takte mit den Füßen zu stampfen und sich langsam im Kreise zu drehen. Ihre Augen lachten, ihre Gesichter glänzten von Fett und Schweiß.

— Ho! diese Freude! Hopsa! Lopatka! aber mach's geschickt! rief der immer ausgelassener werdende Busa entzückt und zupfte den schon tüchtig benebelten Tschuktschen am Ärmel.

Da ging die Tür weit auf und Kituwja erschien auf der Schwelle. Joseph trat freudig auf ihn zu, aber der Tschuktsche rührte sich nicht von der Stelle, begrüßte ihn nicht mit dem üblichen „Anoaj", zog die Tür hinter sich zu, lehnte sich an den Türpfosten, und die eine Hand wie zur Abwehr ausstreckend, legte er die andere auf den Nacken; seine Augen flammten in blutigem Glanze, wie die eines Wolfes.

Bei seinem Anblick verstummten die Tänzer. und blieben regungslos in der Mitte des Zimmers stehen; der Alte sah finster nach dem Verwegenen, die Jungen beugten sich wie zum Sprunge, die Frauen sperrten Augen und Mund weit auf.

— Was willst du hier? — rief Stefan vortretend. — Mach, daß du fortkommst!

— Geh' weg! geh' weg! . . . wenn du nicht eingeladen bist! unterstützte Busa den Hauswirt, indem er auch vortrat. — Kommen sie ihm nur nicht zu nahe! Er versetzt ihnen eins! . . . Sehen sie: er hält die Hand auf dem Necken — da hat er sein Messer . . . Ich sehe, daß er's hat, ich seh's an dem Riemen am Halse . . . Also so bist du, Halunke — kommst mit dem Messer in die Stadt? Weißt nicht, daß es verboten ist? . . . Ich will's dem Vorsteher sagen . . . bis an dein Ende lassen sie dich nicht wieder in die Stadt . . . Sofort werden sie dich in die Tundra schicken. Her mit dem Messer!

— Gleich sollst du's haben! Laß es den Hund nehmen, den ich wie einen Hasen umsonst über die ganze Erde verfolge — antwortete Kituwja ruhig in seiner Sprache.

Einer der jungen Tschuktschen trat vor, aber Joseph hielt ihn zurück. Weder er, noch Stefan verstanden, was die Wilden redeten, aber sie ahnten einen Streit.

— Trink lieber eins und geselle dich zu uns, sagte Joseph mit versöhnlicher Stimme, indem er sich Kituwja mit dem Glase in der Hand näherte.

Dieser jedoch stieß das Glas mit der Hand zurück.

— Oh! das ist schlimm, rief Busa russisch. — Er will keinen Schnaps. Sie werden sich massakrieren! — He! mach, daß du fortkommst, du Grobian — nicht mal von dem Herrn will er einen Schnaps annehmen! — Was denkst du dir eigentlich? Was stellst du denn vor? Wart, gleich hol' ich die Kosaken. So beträgst du dich im Hause eines ehrenwerten Mannes! Ist's denn so lange her, daß du hier gegessen und getrunken hast? Du Tundrahund! Gleich laß ich dich binden! Oho! mit mir gibt's keinen Spaß. Du weißt, wer ich bin! Gleich läßt du mich hinaus . . . Ich will gehen die Wache holen, und ihr müßt ihm hier was vorreden — flüsterte er Stefan leise zu.

Er wandte sich der Tür zu, trat aber sofort zurück, denn Kituwjas Rücken hatte sich von der Wand gelöst. Der Wilde beugte sich mit dem ganzen Körper vor, seine Lippe bebte raubgierig und er fletschte die weißen Zähne. Da entstand ein unbeschreiblicher Tumult in der Stube. Stefan, Busa, Kituwja und das Knäuel der ihnen

nachstürzenden Tchuktschen drängten sich in die Tür, die krachend aufging. Sie stürzten in den Flur. Stefan lag Brust gegen Brust auf Kituwja; dieser wand sich unter ihm und suchte seine an die Erde gedrückte Hand zu befreien. Aber es gelang ihm nicht. Stefan packte ihn an der Gurgel; der Wilde röchelte und rückte den Kopf hin und her, bis seine Bewegungen schwächer wurden. Jemand riß den Riemen an seinem Halse mit einem gewaltigen Ruck entzwei — und ein großes breites Messer flog klirrend in einen Winkel. Auf der Straße rief Busa nach den Kosaken. Ein großer Haufen Menschen sammelte sich an. Jetzt mußten Stefan und Joseph den zerzausten Kituwja gegen die wutschnaubenden Tschuktschen verteidigen. Endlich kam der Kosakenhauptmann; der Angreifer wurde gebunden und ins Gefängnis gebracht. Die Menge lief nach und verhöhnte ihn. . . .

— Es wird dir warm werden! Kannst dich freuen! . . . Sie werden dir dreißig vollwichtige aufzählen, daß du's ganze Jahr nicht sitzen kannst! . . . Sie werden's dir einbläuen, was es heißt, sich mit einem Messer herumschleppen! Ihr hättet wohl Lust, ihr Renntierfresser, uns allen den Hals abzuschneiden, wie's früher war! Oho! jetzt sind eure Hände zu kurz geworden! die Zeiten haben sich geändert.

Der Krieger sah sie finster an und streckte die gefesselten Arme aus.

— Was ist denn los gewesen? — fragte man Busa.

— Was weiß ich! — antwortete dieser unmutig. — Sie haben sich wohl besoffen.

— Oh nein, das wird's nicht gewesen sein, meinte einer der Fischer. Das ist ein alter Streit, der stammt noch von den Vätern her, und jetzt heißt es, hat wieder die Geschichte mit Otowakas Schwiegertochter, mit Kituwjas leiblicher Schwester, Öl ins Feuer gegossen . . . Der junge Ajmurgin hat sie geraubt. Das ist schon lange her, sie haben schon Kinder, aber die Renntierfresser — ho! ho! die haben ein gutes Gedächtnis . . . Der Alte soll ein schönes Lösegeld geboten haben, er wollte Frieden schließen, aber Kituwja blieb dabei: nein und nein! . . . Sie sagen, er habe sich in die Schwester verliebt; sie sind nicht getauft, daher leben sie oft mit ihren Schwestern, — selbst die Getauften, die tun's auch. Also Kituwja wollte das Frauenzimmer zurückhaben, aber das konnte Otowaka doch nicht zulassen — sie hätten ihm ja keine Ruhe gelassen in der Tundra.

*   *
*

Eine lange Zeit hindurch war Busa der Held des Tages, und zu so manchem guten Essen eingeladen, erzählte er, aber erst nach einem tüchtigen Schlucke, wie sich das denkwürdige Ereignis zugetragen hatte.

— Sie zechten und schmausten seelenvergnügt . . . Sie spielten mit der Spieldose des Bezirksvorstehers, sie tanzten und selbst der alte Otowaka schlug den Takt mit dem Fuße . . . Das Ende wär' wohl nicht lustig gewesen — denn ich sah, wie er nach dem Nacken griff, wenn ich ihn nicht festgenommen hätte.

— Dein Trinkgeld wird nicht ausbleiben! . . . Kannst dich drauf verlassen! Er wird dich schon irgendwo finden — du kennst ihn ja.

— Warum soll er mich erst finden? . . . Ich denk' nicht daran, mich zu verstecken, und geh frei in der Stadt herum . . . Laß er sich nur selbst in acht nehmen . . . Sie haben ihm ja die Stadt verboten . . . So wie ich ihn seh' — halt! und ins Loch mit ihm. Er muß vor mir Angst haben. Und kommt er mir in den Weg — bei Gott! dann stoß' ich ihn nieder, ihr sollt sehen, ich stoß ihn nieder . . . Daß er's weiß! Übrigens, warum soll ich mit diesem Totschläger schön tun, wenn mir Otowaka seine Freundschaft anträgt!

Otowaka verlebte noch einige Zeit in der Umgegend des Städtchens, aber er kam nur selten

zum Vorschein. Joseph und Stefan besuchten ihn in seinem Zeltlager. Er trat als unendlich liebenswürdiger Gastwirt auf. Seine Tochter bot er ihnen zwar nicht an, aber er wollte sie durchaus auf den Ehrenplatz setzen, trotzdem auch der Missionär zugegen war, der die Tschuktschen seit des erwähnten Skandals häufig mit Busa besuchte. Die Freunde nahmen die Auszeichnung nicht an und gewannen sich dadurch Vater Pantelejmons unerschütterliche Zuneigung. Bei dieser Gelegenheit gab er einige goldene Sprüche zum Besten, den Platz betreffend, der vom Menschen geadelt wird, und von der Demut, die den Himmel bezwingt.

— Ich rede ihm zu, er solle sich der Gnade nicht verschließen, er solle sich taufen lassen, sagte er und deutete nach dem alten Tschuktschen.

Der Nachtisch wurde aufgetragen — gefrorenes, in Würfel geschnittenes Renntiermark, das selbstverständlich roh war, und selbstverständlich mit reichlichem Branntwein herabgespült werden mußte.

— Es wäre sicherer für ihn . . . Er könnte in unserer westlichen Tundra mit seinen Herden herumziehen.

— Nun, und was meint er dazu?

— Er sagt nicht nein, aber er will sich's noch überlegen.

Ehe sie schieden, schenkte der Krösus jedem der Gäste ein Fuchsfell und lud sie höflich ein, ihn in der Tundra zu besuchen.

— Nur dort bin ich an meinem Platze. Dort ist mein Land.

Josephs Augen leuchteten auf.

— Nun, was meinen sie, Bruder, sollen wir fahren? fragte er den Missionär scheinbar gleichgültig, als sie schon fast zu Hause waren. Bruder Pantelejmon war in rosiger Laune.

— Wer weiß, vielleicht tun wir's wirklich . . . Wenn er sich nur taufen läßt! Die vielen Seelen! Das ganze Volk ist ihm willfährig.

— Natürlich läßt er sich taufen, wenn er uns bei sich sieht. Aus lauter Gastfreundschaft wird er sich taufen lassen. Übrigens können wir ihm auch Geschenke mitnehmen. Hier ging es nicht; es paßt sich hier nicht.

— Das ist richtig! Das Heimatland macht uns der Tugend zugänglich, es besänftigt die wilden Neigungen . . . Denn die Tugend ist jeder Seele angeboren, nur der Pfad, der zur Seele führt, ist oft gewunden und düster und läßt sich nicht leicht auffinden. Häufig müssen die Menschen durch List auf den breiten Weg des Heils gelockt werden.

Bruder Pantelejmon erging sich in langen

Redewendungen über die Mühseligkeiten einer solchen Aufgabe. Da Joseph es verstand, zuzuhören, und nicht widerspenstig war, so wurden sie bald große Freunde. Stefan traf indessen nach und nach die Vorbereitungen zur Reise: er kaufte auserlesene Hunde auf.

Auf Zutun des Missionärs traten sie endlich die lange Reise an.

Als sie angesichts der versammelten Einwohner den Hunden einstimmig das Zeichen gaben, und diese im Nu mit ihnen den breiten Weg dahinstürmten, glaubten die Freunde mit offenen Augen zu träumen. Fiebernden Blicks nahmen sie Abschied von dem Städtchen. Die Karawane bestand aus drei „Narten"; jede war mit fünfzehn Hunden bespannt. Voran jagte Busa mit den Lebensmitteln, dann kam Bruder Pantelej mit seinen Sachen und den Geschenken: Tee, Tabak und anderen Kostbarkeiten; den Zug schlossen Stefan und Joseph. Joseph konnte die Hunde nicht regieren und war zu nichts nutze — das reine Gepäck. Bruder Pantelej sah sich immer wieder um und lächelte ihnen freundschaftlich zu. Er war froh, daß er sie mitgenommen hatte, denn die Fahrt ging nach unbekannten Ländern, und obwohl Gott überall ist und uns immer in seiner Hut hat, ist es doch angenehm, mutige, freundlichgesinnte Herzen an seiner Seite zu haben,

Menschen, mit denen man ein Wort wechseln, sich die Seele freireden und auch etwas lernen kann.

— Ich bin immer nur bis an die Grenze gekommen. Dann beginnt die Tundra und nur der Geist Gottes schwebt über der Wildnis . . . Busa ist dagewesen. Der tüchtige Kosak ist bis ans Ende der Landzunge vorgedrungen! He! Busa, was gibt's? Werden wir bald Tee trinken?

— Wo wir halten, da wird's Tee geben, — antwortete der Kosak würdevoll.

Als Anführer des Zuges war er von der Wichtigkeit seines Amtes tief durchdrungen. Er saß auf einem Branntweinfäßchen, wie auf einem Throne und bewachte es wie seinen Augapfel.

— Wenn wir an die Grenze der Wälder kommen, ist's aus mit den Menschengesichtern. Dann gibt's nur noch Schnaps und wieder Schnaps — unser Täubchen . . . Der ist dann Herr über unser Leben! . . . Und die verfluchten Tschuktschen haben einen guten Zug . . . Wie versessen sind sie darauf! . . . Ihr alles möchten sie dafür hingeben, so wie sie nur ein wenig getrunken haben! Man braucht nur zu bitten, nur zu nehmen! . . . Und wir werden ja ohne Gepäck zurückfahren. Die Schlitten werden leer sein, an Platz wird's also nicht fehlen; die Hunde werden fett sein, denn sie werden ausruhen und sich bei Otowaka den Bauch mit Renntiergekröse

vollstopfen . . . Wie die Vögel werden wir zurückfliegen! Uha! he! — phantasierte und schrie er laut, oder er sang mit dünner Stimme das ortsübliche Lied:

Zum Meere weht ein warmer Wind,
He! Sidor, mach dich auf geschwind!
Flugs die Hunde angespannt,
Und den Felsen zugewandt!
Der Weg, der kommt von Osten her,
Er führt dich schnurstracks bis ans Meer!

— Busa, Busa, zügele deine Gelüste! — warnte Bruder Pantelej von weitem, denn trotz der Fahrt drang die Stimme in der reinen, kalten Luft, in dem tiefen Schweigen der weißen Erdwüste, deutlich bis ans Ohr der Nachfolgenden. Die Märzsonne vergoldete den Schnee, der vom Winde glattgestrichen, so eben und einförmig war, daß der kleinste Strauch auf diesem Hintergrunde zum Walde wurde, und die winzigste Erhöhung zum Berge. Bald aber erschienen die Gipfel der fernen Berge auf dem weißen Striche des Horizonts, der sich scharf vom blauen Himmel abzeichnete. Sie wandten sich den Bergen zu. Sie übernachteten in einem leeren Fischerschuppen, in der letzten Menschenwohnung an den letzten Ausläufern des schwindenden Waldes. Von nun an hatten sie nur noch Felsen, Schnee und Himmel vor sich; kein anderer Baum erfreute ihren Blick,

als die toten Stämme, die die Meereswellen angeschwemmt, oder die Fluten des Stromes, und keine Menschen gab es ringsum, außer den Otowaken im fernen, fernen Lager.

Die fetten, starken Hunde liefen schnell. Nach einer Tagereise gelangten sie unerwartet an den Rand eines jähen Abhangs. So weit das Auge reichte, breitete sich unten eine schneebedeckte, grenzenlose Ebene aus.

— Das Meer! — rief Busa.

Sie hatten es schon von selbst erkannt und hielten die Hunde an.

— Seht ihr! dort weit, weit, die glänzenden Klümpchen, die aussehen, wie Stückchen von der Sonne, das sind die „Torosse"! Und noch weiter, wo die Wolke am Rande des Himmels hängt, das ist das „freie" Meer, das nie zufriert. Jenseits des Wassers soll ein warmes Land liegen ... Aber 's ist noch niemand dagewesen, denn wer hingegangen ist, der ist nicht wiedergekommen ...

Eine Weile standen sie entzückt von der grenzenlosen Aussicht, von der Schrankenlosigkeit der Luft, des Sonnenlichts, das feine bläuliche



Schatten in die Vertiefungen der langen, ruhevollen, zu Eis erstarrten Wellen des Meeres zeichnete. Endlich erinnerte Busa daran, daß sie hinabfahren müßten. Der weitere Weg führte das Ufer entlang. Den ganzen Tag fuhren sie in der Nähe der düsteren Küstenabhänge. Der Ozean beschrieb hier einen Halbkreis, und der ganze Strand war abschüssig und unzugänglich, wie eine Festung.

— Die Wogen spritzen hier bis oben hinauf. Sie gehen hoch! . . . Das sind alles „Stiere" — belehrte sie Busa.

In der Tat! es war etwas trotziges, stierartiges an diesen letzten Warten des Festlandes, wenn sie die dunkeln Felsenhäupter hoch erhoben und ihre Hörner in des Himmels Bläue stießen. Zur Nacht hielten sie an einem Holzhaufen, den die Strömung angeschwemmt hatte.

— Weißt du, bei jeder Werst, die wir zurücklegen, erfüllt mich tiefere Bewegung, eine abergläubische Furcht, daß wir auf ein Hindernis stoßen . . . — sagte Joseph, als er sich mit Stefan zur Ruhe legte.



Dieser war zu müde, um sich der Deutung kaum dämmernder Gefühle hingeben zu können.

Das Wetter war fortgesetzt günstig. Aber am dritten Tage erhob sich ein leichter trockener Wind, der von Süden, von der Landseite herkam und den Schnee von den Abhängen über ihnen herabwehte. Die Kälte jedoch belästigte sie nicht allzusehr, denn die Küstenmauer schützte sie gegen den Luftzug. Trotzdem schüttelte der Kosak den Kopf und trieb die Hunde an.

— 's ist nicht mehr weit, aber wir müssen uns beeilen. Bald kommen zwei Vorsprünge, zwei steinerne Stiere: der Pawal und der Peweka; zwischen diesen müssen wir über's Meer fahren! . . . dort weht es immer, einerlei, ob's stürmisch ist oder nicht.

Um Mittag hatten sie den Fuß des Pawal erreicht. Der mächtige, ungeheuerliche Felsen streckte seinen Rücken hoch empor und zog sich weit ins Meer hinein; zu seinen beiden Seiten wich die Erde wie voller Entsetzen gewaltsam zurück. An der anderen Seite der Meerenge erhob sich eine ebenso hohe schwarze Mauer, die die Entfernung jedoch kleiner erscheinen ließ.

— Von hier aus ist das Lager zu sehen — es liegt auf dem Peweka in einer Vertiefung zwischen seinen zwei Buckeln . . . aber es ist merkwürdig, daß wir keinen Rauch sehen . . .

Der Wind muß ihn nach der anderen Seite treiben . . . Es weht auch nicht schlecht . . . Die Überfahrt wird nicht leicht.

— Und wenn wir hier übernachteten?

— Übernachten? . . . Wir haben kein Holz; übrigens hat es auch keinen Sinn, die Nacht hier zu bleiben, wenn die Zelte in Sicht sind. Die Wilden würde alle Achtung vor uns verlieren! — Nein, wir müssen fahren. Erst noch die Hunde gefüttert und dann los!

Er band die Bündel auf, und sie fütterten die Hunde und nahmen selbst einen Imbiß. Der Wind heulte wild zwischen den Felsen. Wenn ein heftiger Stoß bis an ihren geschützten Winkel drang, wurden ihre Hände, in denen sie das Essen hielten, ganz klamm.

— Unterwegs werden wir ja im Nu erfrieren!

— Nein, wir werden nicht erfrieren, so Gott will! Nur nicht stehen bleiben, die Schlitten nicht aus der Hand lassen, alles festbinden, denn was runterfällt, ist futsch! Dicht hintereinander fahren, nicht schreien, denn das hilft nichts, nur die Augen auf! Aber darauf geachtet, daß kein Schnee hineinkommt, der sie verklebt. Die Hunde dürfen nicht mit dem Winde laufen, ihr müßt sie schräg gegen den Wind lenken. Und vergessen sie nicht, Bruder, und sie, Herr, den Hunden um Gotteswillen nicht ihren Willen ge-

lassen, und nicht am Peweka vorbeifahren, denn da ist das Meer schon ganz frei und der Sturm treibt euch da in den Tod. Nicht stehen bleiben, denn man ruht nicht aus dabei . . . Im Namen des Vaters und des Sohnes . . . vorwärts! mit Gott!

Sie flogen sausend um die Ecke; der Sturm erfaßte sie auf der Stelle, wühlte sich in das Fell der Hunde, riß ihre Schwänze empor und hob die Schlitten in die Höhe. Die Menschen bückten sich, um ihm zu widerstehen und wandten das Gesicht ab. Aber immer schmerzlicher fühlten sie sein Wehen. Er packte sie immer heftiger, drang immer tiefer unter die Kleider, raubte dem Körper seine Wärme und beklebte sie mit eisigen Schneekristallen. Bald hatten sie den Mund und die Kleider voll von den trockenen, brennenden Kristallen, sie fühlten, wie dieselben durch die Pelze bis an die Haut drangen und dort tauten, daß sie bis ins innerste Mark erschauerten.

Zahllose Streifen dieses schneeigen Staubes stiegen dicht über der glatten, weißen Fläche auf, wanden sich mit Schlangenzungen zischend um Beine und Rumpf, griffen an die herabhängenden Mäuler der Hunde, bissen sich an den Schlittenkufen fest, prallten zu einer grauen dichten Wolke aufgebläht davon ab und wälzten sich über die Karawane hin.

Um sich vor ihren kalten Bissen zu schützen, kauerten sich die Menschen zu unförmlichen Gestalten zusammen, neigten den Kopf fast bis auf die Kniee und schickten den Blick nur von Zeit zu Zeit voraus, dahin, wo der heilbringende Felsen in der Ferne dunkelte. Die Hunde wußten auch, wo das Heil winkte; so schnell es ihre Kräfte erlaubten, hoben sie die leichten dichtbehaarten Pfötchen und teilten den rasenden, dem Meere zueilenden Luftstrom mit trotziger Ausdauer. Alle Augenblicke stürzten sie, ihre Nägel glitten von der harten, glattgefrorenen Fläche ab, ihre Augen füllten sich mit Blut und wurden von den festangezogenen Geschirrriemen aus den Höhlen getrieben. Die Narte schien ihnen plötzlich unerträglich schwer. Die armen Tiere krümmten den Rücken und wagten nicht einmal, die schäumenden Mäuler zu öffnen, um dem kalten Winde nicht Zutritt zu Hals und Lunge zu geben.

Das Kreischen der Narten, das klägliche Gewinsel der Hunde, die Flüche und Rufe der Menschen — alles verflog wie feine Stäubchen in dem wütenden, dumpfen Getöse des Orkans, und verlor sich in den grenzenlosen Weiten, als wäre keine Seele da, die litt und rief und kämpfte.

Stefan maß die Entfernung immer wieder mit den Blicken. Voller Verzweiflung dachte er daran, daß die Hunde müde werden, daß sie auf-

hören könnten, dem Führer zu gehorchen, und daß er gezwungen sein würde aufzustehen, um sie anzutreiben und zu lenken. Joseph drückte sich kraftlos in den Schlitten und zitterte, wie im Fieber. Endlich ließ der Sturm nach und teilte sich in einzelne Windstöße. Sie waren schon fast unter dem ungeheuerlichen Buckel des Peweka angelangt. Mit einem nahezu andächtigen Gefühl blickte Stefan zu dem Felsen auf, der Sturm und Wasser ruhevoll an sich zerschellen ließ. Busa erwartete sie schon.

— Nun, das war ein starkes Stück! Wir können stolz sein! Jetzt sind wir, wie zu Hause. Aber mich wundert, daß wir keine Menschen sehen. Ja, das Wetter ist schlecht, aber sie hätten uns sehen müssen. Sie haben wohl ein Renntier geschlachtet, oder Seehunde gefangen, haben sich zu voll gegessen und schlafen jetzt. Wir müssen uns hinaufwinden. He! ihr Zottel! „Noch! noch!"

Die Hunde, die aufgeregt und hungrig waren, stürzten auf einander los. Ehe sie beruhigt werden konnten, und das Geschirr in Ordnung war, verbarg sich die Sonne hinter dem hohen Berge und der rote Abendschein überflutete die schwarzen Felsen und die weißen Schneefelder.

Auf einem schmalen, mühseligen Pfade erklommen sie den Sattel des Berges.

Plötzlich blieb Busa, der voranschritt, an einer

Biegung des Weges wie angewurzelt stehen; die Hunde legten sich sogleich nieder, und die Menschen eilten auf den Kosaken zu, der auf ihre Fragen keine Antwort gab, und den Blick nicht von dem wandte, was er hinter dem Felsen sah. Vor ihnen standen still und geheimnisvoll, mit gastlich zurückgeschlagenen Vorhängen leere Zelte. Aber etwas anderes fesselte den Blick des Kosaken.

Ein in Pelze gehüllter Tschuktsche lag, den Spieß in der Hand, das Gesicht der Erde zugekehrt, quer über den Pfad. In einiger Entfernung sah ein Kopf aus einem Schneehaufen hervor; die Augen waren geöffnet, in den Haaren wühlte der Wind; weiter unten streckte sich eine erstarrte krallenförmige Hand aus dem Schnee.

Rote Blutflecken verschwammen mit der Röte des Abends.

— Was ist geschehen? Was ist das!

— Still! Um Gotteswillen, still! Fort von hier! — schrie der Kosak und sah sich entsetzt nach den Hunden um, die sich plötzlich auf die Hinterbeine setzten und anfingen, zu heulen.

— Fort von hier! Ein Unglück! . . . Fort! wiederholte er und wich zurück.

Aber Stefan und der Mönch wollten nichts davon wissen.

— Wir müssen nachsehen, ob nicht jemand

am Leben geblieben ist; vielleicht können wir noch einen retten.

— Nein, ich geh' nicht. Ich fürchte mich, geht allein! Ich will die Hunde nach unten bringen. Mein Gott, mein Gott, dein Wille geschehe!

Stefan zog den Revolver heraus und trat in die dunkle Vertiefung des Zeltes. Er gewahrte die kalte Feuerstelle, die der Schnee zugeweht hatte; ein Kessel mit gefrorenem Fleisch hing darüber. Er zündete ein Streichholz an und sah einen bis an die Hüften entblößten Tschuktschen vor sich auf dem Rücken liegen, dem eine große Wunde in der Brust klaffte.

— Ist da jemand! — fragte er mit bebender Stimme, denn er getraute sich nicht, durch die herabhängenden Vorträge in das innere Zelt vorzudringen.

Nichts antwortete ihm, als das Rauschen der Felle, an denen der Wind zerrte, und die Worte des Gebetes, das der Missionär murmelte. Er bückte sich also und kroch unter den Vorhang, aber er prallte zurück. Ihm war, als wäre das ganze Zelt voller verzerrter menschlicher Körper. Endlich überwand er sich, nahm das Wachslicht, das ihm der Missionär bot, und ging hinein. In dem Raum lagen die nackten Körper ermordeter Frauen und Kinder. Das Schreckliche mußte vor

kurzem geschehen sein, denn das Blut hatte noch seine hellrote Farbe, die Körper glänzten marmorgleich, und die Ränder der Wunden waren weit geöffnet; aber alles war schon kalt und zu Stein erstarrt.

Das eine der jungen Weiber hatte augenscheinlich einen Fluchtversuch gewagt. Sie hatte die Felle des äußeren Zeltes zerrissen und versucht hinauszuspringen, aber sie war in der Öffnung hängen geblieben . . . Das Kind, über das sie sich in flehender Stellung beugte, mußte ihre Bewegungen gehindert haben. Sie hatte einen Streich in den Rücken bekommen und war samt dem Säugling an den Boden festgenagelt. Stefan sah ihr ins Gesicht und erkannte Impene, die Frau Ajmurgins, die vor kurzem sein Gast gewesen.

— Entsetzlich! Fort, nur fort! . . . wiederholten alle einmütig, von Furcht und Schaudern erfaßt.

— Selbst die Kinder und die Frauen! keine Seele ist am Leben geblieben . . .

— Wer? was? . . .

— Ach, fragt nicht! — flüsterte Busa und schüttelte den Kopf. — Später will ich euch alles erzählen. . . Jetzt fort!

— Müssen wir gleich fahren? Bei diesem Winde? In der Nacht?!

— Es ist das einzige, was wir tun können!

Dort kann man wenigstens mit dem Leben davonkommen.

Sie fuhren eilig bergab. Busa sah weder hinter sich, noch seitwärts, und wenn er das Gesicht jener Seite zukehren mußte, dann senkte er die Augen. Am Fuße des Felsens rasteten sie eine kurze Zeit, um die Hunde zu füttern.

— Haltet euch nur immer links gegen den Wind, immer links; irgendwo müßt ihr dann ans Land kommen. Hinter dem Pawal ist die Küste zugänglicher. Dort finden wir uns, wenn wir's nur bis zum Morgen aushalten. Und laßt die Narte nicht los, sonst faßt sie die „Purga"*) und euch mit. Und seht euch um Gottes willen nicht um. — „Sie" lieben es nicht und würden euch folgen — fügte er bedeutsam hinzu.

Wieder waren sie in dem eisigen, wirbelnden Luftstrom. — Wieder umwehten ihnen die zischenden Reptilien des Schneegestöbers die Beine, wieder wurden sie von den unzähligen brennenden Nadeln gestochen, und ihr Atem von den dahinbrausenden grenzenlosen Luftwogen gehemmt. Um das Übel voll zu machen, zog die Dämmerung auf den Flügeln des Windes vom Lande herbei. Immer niedriger senkte sich das Abendrot auf die Felsen, immer höher wuchs

*) Schneegestöber.

jenseits, vom „freien Meere“ her, wo das Land liegt, aus dem niemand wiederkehrt, eine schwarze Wolke empor. Die ermatteten Hunde setzten den Weg nur noch widerwillig fort, Stefan mußte jeden Augenblick aufstehen und sie mit dem schweren, eisenbeschlagenen Hemmstocke antreiben. Als die Sterne aufleuchteten und das Abendrot erloschen war, erhob sich der Sturm, der nur auf dies Signal gewartet zu haben schien, mit solcher Macht, daß die armen Tiere alles vergaßen, umkehrten und mit dem Winde davon liefen. Lange durchfurchte Stefan mit der Spitze des Hemmstocks den Schnee und stemmte sich mit der Brust darauf, indem er sich mit halbem Körper aus der Narte beugte, die heftig schwankte und bei der schnellen Fahrt emporgeschleudert wurde. Endlich traf er auf weicheren Boden und brachte die Narte zum Stehen. Die Hunde legten sich sofort nieder. Ohne den Riemen aus der Hand zu lassen, richtete er sich auf und sah sich um. Vor ihm stand die blasse Mauer der zackigen „Torosse“, hinter denen die Wolke des „freien Meeres“ im Sternenschimmer wogte. Die Ufer waren verschwunden, ringsumher war alles weiß und eben.

— Wir sind weit ab vom Wege gekommen! Joseph du frierst, du zitterst so. Steh auf, willst du nicht was essen?

— Mich friert! Ist's noch weit?

— Ich weiß nicht, der Wind ist mit uns durchgegangen. Willst du aufstehen?

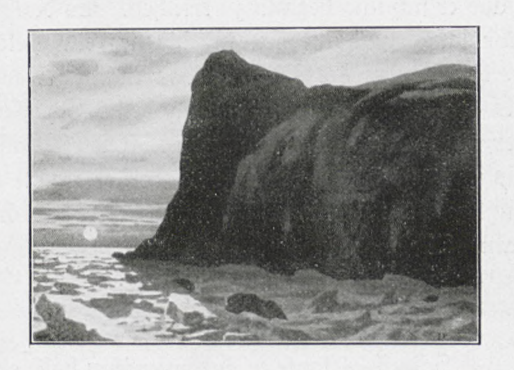
Joseph schwieg und rührte sich nicht.

Stefan klopfte ihm den Schnee ab, wandte die Narte um, machte die Hunde zurecht, redete ihnen zu und suchte sie durch Schläge anzuspornen. Seine Hände waren ganz erstarrt, und er mußte alles auf den Knieen rutschend verrichten, denn so wie er aufstand, riß ihn der Wind um. Endlich erhoben sich die Hunde und schleppten sich weiter. Er wußte, er müsse den Wind zur Linken haben, aber dort, wohin er fuhr, war kein Ufer zu sehen. Nichts — als die weiße Ebene und die Sterne am Himmel, von dem der Sturm dahergebraust kam. Dieser Wind schien sie zuweilen wie ein harter Streichpflock mit Gewalt ins Meer fegen zu wollen. Er stemmte sich gegen die Narte und warf sie empor wie das Blatt eines dem Winde preisgegebenen Buches. Was der Wind vom Schlitten fegte, das verschwand im Nu wie ein Schemen. Zuerst verloren sie einen Beutel mit Zwieback, dann ein Kissen, endlich fiel auch Joseph heraus, und der Sturm trug ihn davon wie ein Bündel Daunen. Stefan hielt die Hunde verblüfft an, als er sah, wie jener hilflos mit den Armen umherfuchtelte und sich erfolglos anstrengte, aufzustehen. Verzweifelnd

schrie er auf, drehte um und jagte dem Freunde nach. Die Tiere rannten wie rasend auf den sich vor ihnen wälzenden Gegenstand zu. Er fürchtete, sie würden ihn zerreißen, und schrie, so laut er konnte:

— Den Kopf gegen den Wind! Halt dich dicht an der Erde!

Der Wind trug die Worte davon, und sie



hatten den Jüngling wohl erreicht, denn er begann sich zu drehen und zu wenden und glitt endlich nieder. Alsbald stieß Stefan den Hemmstock mit aller Kraft ins Eis, daß die Narte krachte.

— Kriech vorwärts! . . . Ich kann nicht fort von den Hunden! — rief er Joseph zu.

Dieser antwortete etwas, versuchte aufzu-

stehen, aber der Wind riß ihn wieder um. Endlich wandte er den Kopf nach der Windseite.

— Krieche vorwärts, kriech . . . flüsterte die Stimme des Freundes im Wehen des Schneegestöbers.

— Laßt mich hier . . . ich kann nicht mehr — antwortete er, aber der Wind verwehte die Worte, ehe sie dem Munde entflohen. Endlich überwand er sich und begann zu kriechen. Es dauerte sehr lange, und indessen mischte sich ein Getöse in das Heulen des Windes, das mächtiger war als der Sturm. Es kam von den „Torossen" her, von der Wolke, die über dem „freien" Wasser hing. Stefan hörte es wohl, aber er wußte es nicht zu deuten, bis es donnernd über das Eis dahinrollte.

— Das Meer! — flüsterte er.

Joseph war der Narte schon nah.

— Schnell — sagte er, indem er ihm half, einzusteigen und ihn mit einem Riemen festband. — Hörst du? Das Meer! Der Sturm unterwühlt das Eis hinter uns.

Sie fuhren weiter. Stefan ging die ganze Zeit zu Fuß; er half dem Schlitten mit den Händen nach und hatte sich nur der Sicherheit halber daran festgebunden. Er dachte nicht mehr daran, daß es kalt war, daß ihm Hände und

Füße erfrieren könnten. Die Hunde spürten die Gefahr und strengten alle ihre Kräfte an. Das Getöse kam immer näher; schon übertönte es das Brausen des Sturmes, donnernd wie Kanonengebrüll, wie das Krachen stürzender Berge. Von Verzweiflung getrieben, flohen sie immer schneller. Endlich begann das Eis unter ihnen zu schwanken, und ihnen war, als berste etwas in ihrem Gehirn, als gluckse das Wasser schon unter ihren Füßen . . . Es war dicht hinter ihnen, es verfolgte sie mit rasendem Gebrüll, aber ihr Weg war noch trocken.

— Wirf alles weg, alles! — Die Kleider und die Vorräte. Wirf alles aus dem Schlitten, — schrie Stefan, der mit den entsetzten Hunden kaum noch Schritt halten konnte. Stöcke, Gefäße, Felle — flogen durch die Dunkelheit . . . Die leicht gewordene Narte sauste pfeilschnell dahin; Stefan hatte kaum Zeit, neben Joseph zu sinken, die Hunde liefen ohne Leitung, ohne Weisung weiter.

— Ich bin schuld dran, daß du umkommen mußt, Stefek, vergib mir! — flüsterte Joseph. — Wenn ich daran denke, möchte ich am liebsten aus der Narte springen und mich dem Sturme überlassen, aber du würdest mir nachfolgen, nicht wahr?

— Rede keinen Unsinn! Wir werden zu-

sammen sterben, wie wir zusammen gelebt haben. Ein Jahr früher, oder später . . . Erwartet uns denn nicht das Grab? Wir fahren zurück ... Der Wind läßt übrigens nach. Vielleicht sind wir am Ufer?

Er hob den Kopf und fing an zu schreien. Dicht über ihnen stieg eine dunkle Felsenwand auf. Sie klommen ans Land und setzten sich an einer geschützten Stelle nieder. Tief atmend sahen sie zu, wie dort, in der Ferne, die weißen Wellen der Eisfelder brodelnd und tosend auf- und abschwankten. Stefan wollte ein Feuer anbrennen und ging, sich nach Holz umzusehen. Er fand einen ungeheuren Stamm in der Nähe, spaltete einige Späne ab, und fachte eine kleine Flamme an, die der Wind bald in einen ungeheuren Brand verwandelte. Bei diesem Feuer verbrachten sie den Rest der Nacht.

Als der Morgen dämmerte, fand sie Busa.

— Lebt ihr? Gott sei dank! Wie gut war's doch, daß ich euch nichts von dort mitnehmen ließ. Wir wären nicht lebend davongekommen. Denn das war „ihr" Unwetter. Das Unwetter der Sünde. Wir haben auch kein Feuer angemacht, denn ich hatte Angst vor den Tschuktschen. Und ihr? Habt ihr Feuer gebrannt? Wie? Denn wir haben in eurer Gegend Feuer gesehen.

— Ja; wir hatten weder Sachen, noch was zu essen; wir hätten erfrieren müssen.

Sie erzählten, wie sie die Sachen aufgeben mußten, wie das Meer ihnen nachjagte.

— Oh, das war nicht das Meer, nein nicht das Meer — seufzte Busa. — Wenn wir nur glücklich nach Hause kommen.

Traurig traten sie den Rückzug an. Sie mußten einen großen Bogen machen, denn der Sturm hatte sie weit hinter den Pawal zurückgetrieben. Sie vermieden es nach Möglichkeit, Feuer zu machen, und fuhren ohne zu halten, die Kräfte der Hunde bis zum äußersten anspannend. Busa wandte den Blick nicht von den Felsen, an denen sie entlang fuhren. Plötzlich stürzten die Hunde bellend auf dieselben zu. Busa konnte sie kaum zurückhalten.

— Das fehlte noch! — sagte er, und seine Lippen erbleichten, — ein Felsenmensch!

Aus einer Spalte kam ein dunkler, unbeweglicher Kopf zum Vorschein.

— Schlag das Kreuz über ihn! Bruder Missionär, schlag das Kreuz über ihn!

Mit zitternder Hand schlug der Missionär das Zeichen des Kreuzes, aber der Kopf verschwand nicht. Stefan hielt die vorwärtsstrebenden Hunde zurück und betrachtete ihn aufmerksam.

— Otowaka! du bist es! — rief er endlich,

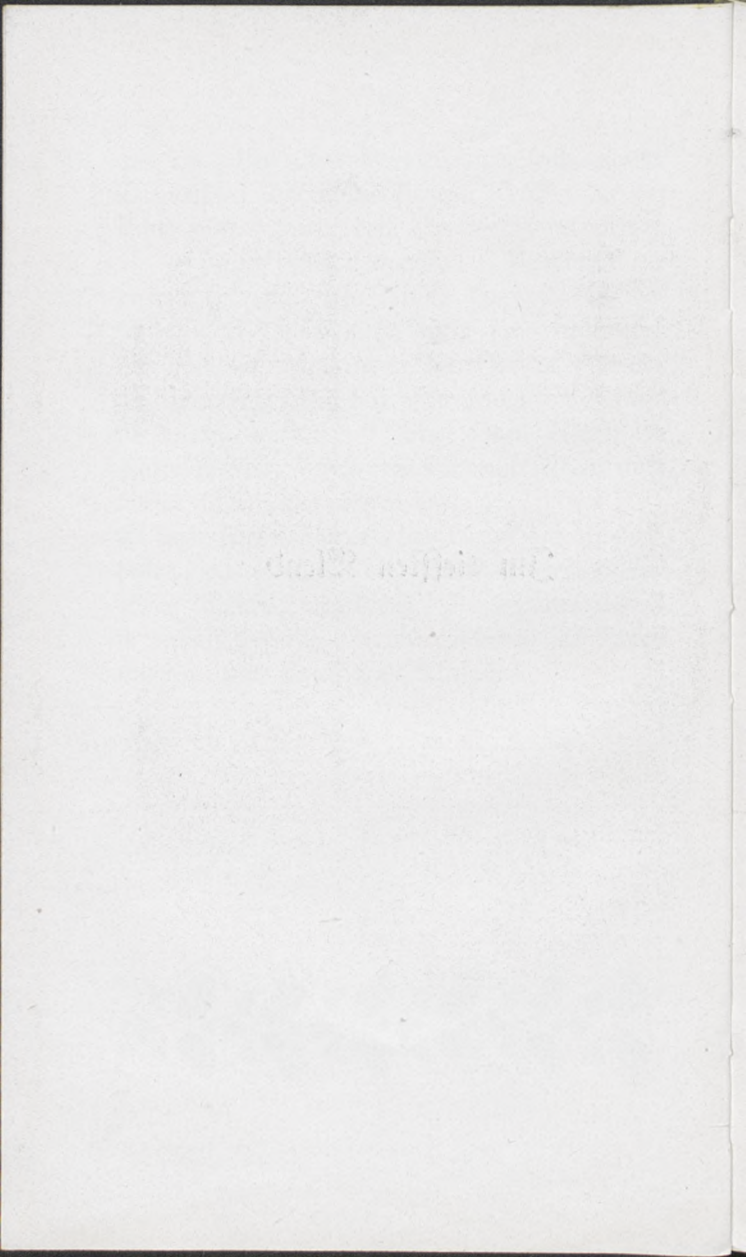
als ein alter abgemagerter und leichenblasser Tschuktsche, der einen kleinen Knaben an der Hand führte, hinter dem Vorsprung hervortrat.

— Ja ich bin's, Otowaka . . . Kituwja . . . — begann er, aber sein Mund krampfte sich zusammen, er konnte nichts mehr sagen und wies nur mit der Hand nach dem fernen Peweka.

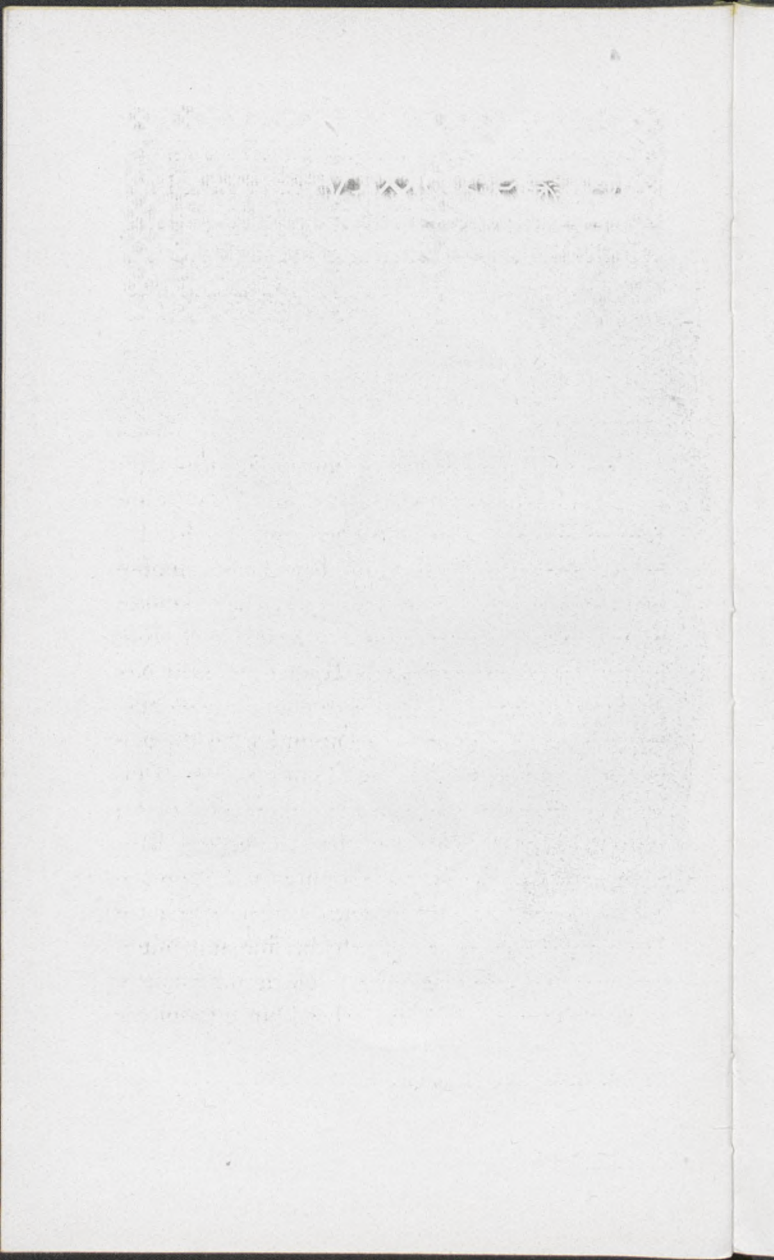
— Der große Geist hat nicht gewollt, daß mein Geschlecht verderbe — ohne einen Rächer zu hinterlassen . . . Ich will mit euch gehen, mich taufen lassen und diesen hier großziehen . . . Er legte seine Hand auf das Haupt des Knaben, dessen Züge plötzlich einen steinernen, verachtungsvollen Ausdruck annahmen. Da gewahrte Stefan in diesem Gesichte eine überraschende Ähnlichkeit mit den steinernen Zügen Kituwjas.

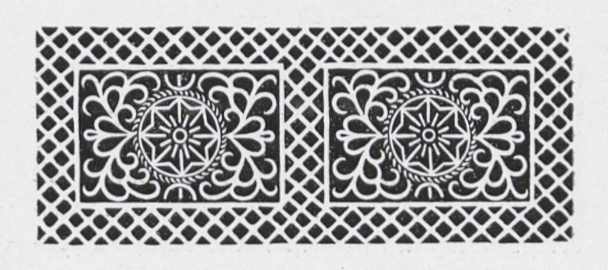


Im tiefsten Elend









I.

In der „Tajga"*) des hohen Nordens gibt es geheimnisvolle Orte, von denen die Eingeborenen nur ungern sprechen, und die sie, befragt, ausweichend als solche bezeichnen, „wohin wohl nur der Wind gelange, oder die Wandervögel, wenn sie meerwärts ziehend, dort Rast halten". Dort herrscht das Wasser; so weit das Auge reicht, breitet es sich bleich und glänzend aus, und der darüber hangende Himmel erbleicht von seinem Wiederschein. In launenhaften Windungen, Polypenarmen gleich, schlängeln sich die sumpfigen, wasserdurchtränkten Adern des Erdreichs zwischen den azurnen Wassern und schlingen die Knoten und Maschen eines weiten, schwarzen Netzes. Die niedrigen Erdstriche sind mit dünngesäeten Wäldern bewachsen, die wimperngleich an den Ufern des Wassers stehen; hin und wieder

*) Sibirischer Urwald.

schwillt ein kleiner Hügel auf, der mit einem Haine von höheren und besser entwickelten Bäumen bedeckt ist; hier und da rieselt ein Flüßchen, das zwei Wasserbecken verbindet und die Eintönigkeit der stehenden Wasser mit seinem Gemurmel unterbricht. Der Blick schweift irrend durch die perlgrauen Räume und erreicht nur mit Mühe die verschwindenden Umrisse der weitentfernten Inseln und Landzungen.

Es ist ein unsäglich melancholisches Stück Erde.

Aber das Tragische dieser Wasserwüsten liegt hauptsächlich in ihren Ufern. Die Seen jenes Landes ergreifen uns nicht dann am tiefsten, wenn der Sturm sie aufwühlt und ihre wütenden Wogen wälzt; auch nicht an klaren Tagen, wenn die goldene Sonne ihren schläfrig atmenden Busen küßt, und sie die kleinste Wolke, den leisesten Farbenton des über sie gebeugten Himmels in ihrem azurblauen Spiegel wiederstrahlen; auch nicht in stillen Nächten, wenn das Mondlicht auf ihnen zittert und die Funken der reinen Sterne in ihren kühlen, schwarzen Untiefen glimmen; — sondern dann, wenn sie vom leichten Winde getrieben, zu tausend kleinen Wellchen gekräuselt, die ekelen Ufer leise rauschend umkosen. Sie müssen es tun, sie müssen ihre Liebkosungen an die Widrigen verschwenden, denn sie haben weder

Felsen, noch Steine, noch Hügel . . . denn ohne diese elenden Erdstreifen müßten sie verschwinden, müßten in den eintönig bitteren Ozean fließen, der so abgründig ist und ihnen so fremd. Daher schmiegen sie sich an die Moräste, trinken ihren trüben Bodensatz, lecken an den schmutzigen, schlaff herabhängenden Moosen. Ihr fahles, totengleiches Antlitz kann und will dann kein Bild wiederspiegeln. Ein Netz von häßlichen Runzeln und rostigem Schaum schwimmt vom Winde getrieben auf ihrer Oberfläche, und nur aus ihrem Gemurmel tönt grenzenlose Sehnsucht . . . So sind diese Seen gewöhnlich, wenn sie leben.

Im Winter aber, wenn das Eis die Wasser in Bande geschlagen, wenn die Schneestürme sie zugeweht haben und der Reif die Stämme und Zweige der Wälder bedeckt, dann verwandelt sich die ganze Gegend in ein ödes, blendendweißes, marmornes Beinhaus, das ein eisiger Himmel überdacht. Selbst der Wind hört dann auf, hier zu heulen. Die Erde steht in lautloser Erstarrung da; die darüber verstreuten durchsichtigen Wälder zeichnen ihre Streifen wie Spinnweb auf den weißen Grund; die unbewegliche starre Luft lastet wie ein schwerer Kristall über allem. Die Sonne geht glanzlos auf und nieder; die langen Nächte, die dicht über der Erde dunkel sind, flimmern hoch oben in phosphornem Schein.

Nichts unterbricht die Totenstille; nur das Krachen der vor Kälte berstenden Erde wälzt sich zuweilen fort, zittert wie die Zuckungen des Todeskampfs in jedem Atom der erstarrten Luft, in jedem Teilchen der zu Stein gewordenen Erde, der Wälder und Gewässer und wird, immer mächtiger anschwellend, dem Rollen des Donners gleich. Und dann ist's wieder totenstill.

Es ist so still, daß man die Reifnadeln im Herabfallen säuseln hört, und so kalt, daß sich der Wanderer beim Anblick der menschenleeren Einöde des Gedankens freut, daß außer ihm kein menschliches Wesen von der grimmigen Kälte leidet.

In der zweiten Hälfte des Winters störte eine hier außergewöhnliche Erscheinung die Ruhe des Heiligtums. Ein mit zwei Renntieren bespannter Schlitten und zwei in Pelze gehüllte Menschen bahnten sich knarrend und schnaubend ihren Weg durch den Schnee und die Kälte, durch das feine Spitzengewebe der Wälder, und die Seen, die mit einer einzigen, einem ungeheuren Grabsteine gleichenden Eistafel bedeckt waren. Sie wateten bis an die Kniee in dem weglosen Schnee; ihr Atem rang sich säuselnd durch die Felle, mit denen sie bis an die Augen bedeckt waren, mischte sich mit dem Dampfe, der von den erhitzten Renntieren aufstieg, und bildete eine bewegliche Wolke,

die dann als Schnee auf ihre Kleidung und auf das Geschirr der Tiere niederschlug, oder als langer grauer Streif hinter ihnen herzog, wie die Schaumfurche, die ein Schiff im Wasser zurückläßt. Sie waren einer kleinen, farbigen Granate ähnlich, die blitzt und raucht, während sie dicht über dem Meer von Weiß dahinstreicht. In der einen Hand hielt der Mann den Riemen, mit dem er die Renntiere lenkte, in der anderen einen langen Stab zum Antreiben des Gespannes, auf den er sich stützte, wie auf einen Bischofsstab. Von Zeit zu Zeit sah er forschend in die Ferne, wo die bleichen Seen mit dem bleichen Himmel verschwammen. Die Frau sah wohl nichts, denn ein Kragen von Eichhornschwänzen verhüllte ihr Gesicht ganz und gar. Sie ließ sich vom Gehör leiten, und das war nicht schwer, denn das leiseste Geräusch traf ihr Ohr, wie scharfes Knirschen. Als sie daher hörte, daß die Renntiere plötzlich stehen blieben, zog sie den Kragen schnell herab und blickte durch die Öffnung, die die Pelzhaare freiließen. Die Renntiere standen quer über den Weg und der Führer, der die Klappe der Mütze vom Gesichte gezogen hatte, zeigte mit dem Stabe nach einer Lücke in den Sträuchern und flüsterte:

— Er ist vorbeigegangen! Siehst du?

Die Frau wischte sich schnell den Reif von den Wimpern. Auf dem Schnee vor ihnen zeich-

nete sich deutlich die breite Spur eines Menschenfußes ab. Sie kam aus dem Walde und führte den Weg entlang, den die Reisenden verfolgten.

— Es ist wohl nicht mehr weit. Warte, ich will rufen!

Er fing an mit heiserer Stimme zu schreien:

— Uchu! chu! . . . hu . . . hu! . . .

Auch die Frau rief mit schwacher, aber ziemlich klangvoller Stimme. Sie waren beide Jakuten.

— Uchu! chu! . . . hu . . . hu . . .

Sie hielten inne und lauschten. Aber in der ehernen Luft, die ihre Stimmen eben hatte dröhnen lassen wie Glocken, herrschte eherne Stille.

— Es muß wohl nicht hier sein. — Vielleicht sind sie schon alle tot, — sagte der Mann.

— Nein, sie leben lange! — antwortete die Frau mit bebender Stimme. — Fahr' weiter, Piotrutschan!

Piotrutschan schwankte einen Augenblick, blinzelte nach dem Wege und führte endlich seine Renntiere weiter, indem er die geheimnisvollen Spuren, soweit es bei dem Dickicht möglich war, sorgsam mied. Die Frau schob den Kragen nicht wieder über die Augen, obgleich die eisige Kälte ihr in Nase, Wangen und Lider schnitt. Mit ihren schwarzen Augen sah sie die Spuren und Piotrutschans furchtsame Bewegungen traurig

an und ihr Herz klopfte, klopfte immer heftiger, nahm ihr den Atem und hinderte sie am Gehen.

— Mein Gott! . . . Selbst dieses Scheusal hat Angst!

Sie waren einige hundert Schritt gegangen als Piotrutschan die Renntiere wieder so heftig anzog, daß sie mit den Hinterbeinen auf den zitternden Reifen des Schlittens fielen. In demselben Augenblick schlug der Jakut die Hände zusammen, hob den Fuß, als wollte er fliehen und sich von dem, was er erblickt hatte, so weit wie möglich entfernen. Die Hülle fiel ihm ganz vom Gesicht und aus der zottigen Mütze schaute ein ekelhaftes Antlitz hervor, plattgedrückt, mit Ausschlag bedeckt, mit einer eingedrückten Nase und kleinen, triefenden Augen. Dies Antlitz war jetzt totenbleich und mit großen Schweißtropfen bedeckt.

— Anka, Anka, siehst du — das ist Blut — flüsterte er. — Nein, weiter geh ich um nichts in der Welt . . . Ich fahre nicht weiter . . . Du kannst mich totschlagen, aber ich fahre nicht weiter.

In der Tat, die Spuren vor ihnen waren blutig. Und der sie so furchtbar gezeichnet hatte, mußte ungenügend bekleidet sein, denn das heiße Blut war unmittelbar auf den Schnee geflossen und bildete große rubinrote Flecken, die mit einem gelblichen Rande umgeben waren. Nicht

minder entsetzt, als Piotrutschan, blickte Anka auf die jammervollen Zeichen.

— Ist's eine Frau oder ein Mann? — fragte sie.

Piotrutschan sah in eine der Spuren.

— Weiß ich? . . . Ich glaube, 's ist eine Frau . . .

— Lieber, silberner Piotrutschan, wir wollen noch ein kleines Stückchen fahren. Rufe noch einmal, und dann wollen wir fahren.

— Rufen will ich schon! Aber um nichts in der Welt fahre ich weiter. — Warum soll ich elendiglich umkommen? Sie sind es, die Hilfe brauchen, also müssen sie sich selbst darum bemühen. Die Kleider und die Vorräte laß ich hier. Mit der Zeit werden sie schon kommen und die Sachen mitnehmen . . . In der Kälte werden sie nicht verderben, und nehmen wird sie auch niemand — oder sollte der Fuchs? . . . Er schwankte einen Augenblick, aber bald war sein Entschluß gefaßt.

— Der Gemeinde werde ich sagen, daß Blut da war, daß ich nicht weiter konnte . . . Ich brauche nicht dahin zu gehen, wo das Blut der Aussätzigen ist — solch ein Gesetz gibt es nicht . . . Man kann ja schon von dem bloßen Anblick krank werden . . . Diese „Herrin“ versteht keinen Spaß.

— Ja, aber dann werde ich niemanden sehen.

— Es ist auch besser so . . . Was hilft dir das Sehen. Er ist so gut, wie tot. Jetzt sollst du mich ansehen . . . Ich habe keine Nase, aber er hat gar kein Fleisch mehr im Gesicht . . .

— Piotrutschan, Piotrutschan . . . Du hast mir doch versprochen. Ein einziges Mal . . . Wenn ich sein entfleischtes Gesicht sehe, werde ich ihn vielleicht vergessen, und vielleicht hört sein Schatten dann auf, mich in der Nacht zu quälen? Der Schamane hat mir doch befohlen, ihn zu sehen . . . Ich will endlich Ruhe haben, wie die anderen . . . ich will, daß es von mir läßt . . . Dann werde ich dich vielleicht lieben, mich an dich gewöhnen . . .

Piotrutschan schüttelte den Kopf.

— Rufen will ich, aber ich fahre nicht. Das ist umsonst. Jedem ist sein Leben lieb . . . Wenn das Blut nicht da wäre, würde ich fahren, aber der Geruch kann einen ja krank machen . . . Und dann würdest du nicht zu mir kommen, oh nein! Huchu . . . hu . . . uu! Ocha!

Sie riefen wiederholt, so laut sie konnten, und lauschten dann gespannt, indem sie die Mützen von den Ohren schoben. Nach einiger Zeit drang aus der von einem eisigen Dunste und dem Spitzengewebe der Wälder umhüllten Ferne ein

jämmerliches Stöhnen zu ihnen, das dem Winseln eines Hundes glich.

— Hörst du: sie sind da! — rief Anka und wollte vorwärts stürmen.

Piotrutschan faßte sie am Ärmel.

— Weib, bist du toll geworden? Ein Schritt weiter und du wärest ins Blut getreten!

— Ich muß, ich muß! Ich will nur von weitem hinsehen . . . Du bleib' hier . . . Ich werde gleich zurückkommen, gleich!

Sie riß sich los und ging durch den tiefen Schnee. Auf ihr heißes Gesicht, das die Mütze jetzt ganz freigegeben hatte, drückte der Frost kalte, weiße Küsse, die eisige Luft hemmte ihren beschleunigten Atem. Sie rang nach Luft und zuweilen schien es ihr, als müsse sie umfallen; sie wunderte sich, daß die Erde plötzlich vor ihren Füßen wich, daß ihr Herz, — sie wußte selbst nicht warum, — so heftig klopfte und so weh tat. Die Augen in die Ferne gerichtet, sah sie nicht, daß Piotrutschan ihr furchtsam folgte; jeden Laut aus der Ferne haschend, hörte sie weder das Knarren seines Schlittens, noch das Schnauben seiner Renntiere. Endlich erblickte sie von weitem eine bis an den Rand zugewehte Jurte zwischen den Schneehaufen und davor — einige schwarze Menschengestalten. Sie hatten sie erblickt und

knieten mit ausgestreckten Händen auf dem Schnee. Sie erkannte ihren Mann. Er kniete vor den anderen; also lief sie, alles um sich her vergessend, auf ihn zu.

— Anka! Anka! Bleib'! Halt' ein! Was tust du! Warte, höre, was ich dir sagen will, — rief Piotrutschan ihr nach und suchte sie zu erreichen. Aber sie hörte nicht auf ihn; je näher sie den Verfolger fühlte, je lauter die Renntiere stampften, desto schneller lief sie auch . . . Ihr Nahen erschreckte die Unglücklichen. Zuerst floh ein kleines, fast nacktes Mädchen; ihr folgte ein mageres Skelett mit langen Haaren und den Bewegungen eines Tungusen; selbst der lebendige Leichnam, dessen Gesicht nur noch eine Wunde war, erhob sich von der Erde. Nur er blieb wie versteinert knieen und obgleich seine Augen sie ansahen, schien er sie nicht zu sehen. Ja, es war noch sein Gesicht, es waren noch dieselben traurigen Augen, die sie so oft geküßt.

Sie eilte herbei und erfaßte seine Hand.

— Bist du da . . . lebst du . . . atmest du?! Gregor! Und du hast dein Gesicht noch . . . sie haben gelogen . . . Und dein Mund ist ganz . . . Ich will nicht . . . Ich bleibe hier . . . Ich will lieber mit dir sein, und wär' es — ich weiß nicht wo . . . Ich war wie ausgestoßen . . . Sie haben mich gemieden . . . Der — Ohnenase . . .

Piotrutschan . . . nur er . . . stieß sie atemlos hervor . . .

— Also du bist auch erkrankt? — stammelte der lebendige Leichnam, indem er ihren Arm berührte.

Sie sah sich um und prallte zurück beim Anblick des blutigen Handstummels, der keine Finger mehr hatte. Sie blickte in das furchtbare Antlitz, in dem die weißen Zähne durch die verfaulten Lippen schimmerten, als wäre der Mund zu einem höhnischen Lächeln verzogen . . . In ihren weitgeöffneten Augen blitzte plötzlich das Bewußtsein auf.

— Warum hast du mich angerührt, du Ekel? . . . Weißt du denn nicht, daß es verboten ist? Was ist geschehen? . . . Der Leichnam lachte. In demselben Augenblick stürzte eine magere, aber noch ziemlich junge und besser als die anderen gekleidete Frau, die an der Tür gestanden und die Neuangekommenen von Anfang an mit düsteren Blicken beobachtet hatte, mit ausgestreckten Armen vor:

— Warte, warte . . . Lade ab, was du mitgebracht hast . . . Es gehört uns, die Gemeinde hat es geschickt, ich weiß . . . Steh', oder ich laufe dir nach und beschmiere dir das Gesicht mit meinem eigenen Blut . . . du ekelhaftes, nasenloses Scheusal. Hörst du, laß alles

hier . . . schrie sie und rannte an Anka und Gregor vorbei. Nun wandten sich auch die anderen nach jener Seite hin. Piotrutschan, der sein Gefährt schon zur Flucht gewendet hatte, zögerte noch, dann aber begann er eilig alles vom Schlitten zu werfen: Säcke mit Lebensmitteln, Kleider, sogar Betten. Als er damit fertig war, hieb er auf die Renntiere ein und fuhr im Galopp davon. Die Frau dachte nicht daran, ihn zu verfolgen; sie lachte, beugte sich über die Sachen und fing an, darin zu wühlen. Es war mehr, als die Gemeinde gespendet hatte, denn der entsetzte Jakut hatte sogar seine eigenen Sachen mit aus dem Schlitten geworfen. Die Kranken krochen zu den „Schätzen" hin, betrachteten sie neugierig und ihre schmerzvollen, vertierten Gesichter wurden von einem menschlichen, sanften Schimmer erhellt.

— Sagt, was ihr wollt, sie haben uns doch nicht vergessen. Es gibt unter den Jakuten noch gute Menschen auf der Welt! — seufte der langhaarige Mann, der einem Tungusen ähnlich sah. — Bah! Sieh mal, Byterchaj, auch an dich haben sie gedacht! Da, sie haben dir ein Hemd geschickt, ein ganz gutes Hemd, — fügte er hinzu, indem er ein kurzes Kinderhemdchen aus den Bündeln zog. Mit einem gutmütigen Lächeln reichte er es einem nackten, mageren, kleinen

Mädchen, das beweglich war, wie ein kleiner Affe.

— Gib her! das ist für mich! — schrie die hochgewachsene Frau und riß ihm das Hemd aus der Hand.

— Woher weißt du, daß es für dich ist? Steht's hier geschrieben? Dein Kind wird doch nicht gleich so groß zur Welt kommen, daß ihm dies Hemd paßt? — fügte er mit einem schiefen Lächeln hinzu.

Die Frau sah ihn zornig an und wandte sich ab, ließ das Hemd aber nicht aus den Händen.



II.

Der rote Schein des Herdfeuers huschte über die niedrige Decke und die schiefen, rauchgeschwärzten Wände der Jurte, an denen er die wechselnden Schatten der am Herde sitzenden Menschen erstehen ließ. Das Abendessen wurde gekocht und die Kranken waren herbeigekommen, um das wichtige Geschäft zu überwachen. Sogar Salban und Kutujachsyt, seine Frau — zwei lebendige, halbentfleischte Gerippe saßen zitternd an den Kesseln, ächzten leise und verschlangen das brodelnde Wasser mit den Augen.

— Seid ihr noch nicht tot, ihr alten verfaulten Ekel? Der Tod kann euch wohl nicht finden, oder er hat Angst vor euch. Es ist schade um jeden Bissen, den ihr schluckt, — höhnte die hochgewachsene Frau, die sich Byterchajs Hemdchen angeeignet hatte.

— Versündige dich nicht, Mergenj; dich wird er auch finden.

— Laß ihn suchen! . . . Ich fürchte ihn

nicht! Es ist kein allzugroßes Glück, hier unter euch zu leben!

— Oh, erst wirst du noch leiden, noch Schmerzen genug ertragen . . . Die Hände werden dir abfallen, die Füße . . . Dann wirst du nicht mehr kommandieren . . . wirst hübsch demütig werden, — stöhnte Kutujachsyt.

— Nein, ich werde vorher sterben, ich will es nicht erleben, — gab Mergenj boshaft zurück.

— Du bist zu trotzig. Vielleicht wirst du die Hilfe der Menschen noch eher brauchen! — mischte sich der langhaarige Mann ins Gespräch, den sie seiner langsamen Bewegungen und der schleppenden Rede halber spöttisch „Wildbach" genannt hatten; dabei maß er die übermäßig volle Gestalt der Frau bedeutsam mit den Blicken; sie wurde rot, ihre Augen blitzten, aber sie antwortete nicht. Ihre Aufmerksamkeit fesselte ein Flüstern, das plötzlich von den Bänken herkam, die in einem dunkeln Winkel standen.

— . . . Ich wußte nicht, wo ich bleiben sollte. Als sie dich fortgebracht hatten, nahm der Bruder die Kühe und jagte mich weg. Er sagte, er fürchte sich, — wenn du krank seist, müßte ich es auch sein. Die anderen hatten auch Angst, mich aufzunehmen. Wenn mich jemand ins Haus nahm, war es höchstens auf zwei, drei Tage. Und dafür mußte ich die schlimmste

Arbeit verrichten; im dunkelsten Winkel, auf dem Mist, mußte ich schlafen und aus einer besonderen Schüssel essen . . . Ich, eine Hausfrau, ich aß oft mit den Hunden. Die Erde hatte kein Fleckchen mehr für mich. Die früher oft von unserer Mildtätigkeit gelebt hatten, traten mich jetzt mit den Füßen, wie die Sohle ihrer Schuhe . . . Am längsten hielt mich Simon, der Reiche. Er gab mir nichts zu essen, aber er behielt mich in seinem Hause. Ich lebte von dem Mitleid der anderen. Aber als ich den Bruder des Vermögens halber verklagte, da trieb Simon mich fort. „Ich kann keine stolzen Arbeiterinnen brauchen — keine reichen. Die Nachbarn werden mich hassen dafür.“ Der Bruder schadete mir, wo er konnte; er verleumdete mich, er drohte; dann wieder versprach er, für dich zu sorgen. Er rechnete aus, daß er dir schon so und so viel geschickt habe. Die Hälfte wurde ihm zugesprochen, die andere sollte er abgeben. Hat er dir etwas geschickt?

Gregor schwieg.

— Ich wußte, daß er lügt, aber von euch dringt kein Hauch in die Welt . . . Die Gemeinde meinte, ohne Mann würde ich nicht fertig werden können, das Anwesen würde zu Grunde gehen, deshalb sollte der Bruder die Hälfte behalten, um für dich zu sorgen — hieß es . . .

— Ja, der wird sorgen! — brummte der Mann. — Und was ist mit deiner Hälfte geschehen?

— Was konnte ich einsame Frau anfangen — ohne Land, ohne Arbeiter, ohne Heu. Endlich nahm mich Piotrutschan auf! . . .

Schwer atmend hielt sie inne.

— Der ohne Nase?

— Ja der . . . der ekelhafte, abscheuliche.

— Und er liebte dich?

Die Frau weinte leise.

— Wo sollte ich bleiben, der Tod sah mir in die Augen . . . Alles war mir zuwider . . . Die Sehnsucht, der brennende Schmerz schlichen mir nach, wie mein Schatten. Aber ich konnte dich nicht vergessen, ich konnte nicht vergessen, wie wir uns kennen lernten, wie schön es war, als du mich nahmst . . . Mein Eingeweide war voller Tränen . . . Ich wollte dich nur noch einmal sehen, und wäre es nur von weitem. Aber es ist anders gekommen. Ich bin hier, ich bin bei dir und, weißt du, — ich bedaure es nicht! Der Tod erreicht uns überall, das Sterben ist überall dasselbe . . . Du kannst noch lange leben, wir können das Dasein noch zusammen genießen! Ich werde mit dir sterben! Ich konnte dich nicht vergessen . . . Der Schmerz hielt mein Herz gefangen und trieb mich zu dir . . .

— Ja, glaub' du ihr nur! — zischte Mergenj unerwartet. — Wer kommt freiwillig hierher ... in diese lebendige Hölle!? Sie haben sie fortgejagt, denn sie ist krank .... Nur ich, die gesunde, komme hier schuldlos unter euch um. Wißt ihr noch, — als ich herkam, zeigte ich euch meinen Leib, der rein und jung war, ohne ein Fleckchen, ohne eine Wunde. Ihr Verfluchten, warum muß ich unter euch leiden? Ihr habt mich mit eurem Atem angehaucht, ihr habt mich mit eurem Blute besudelt und von der ganzen Welt abgeschlossen. Möge euch das brennende Feuer dafür verschlingen, ehe ihr sterben könnt. Möge der Blitz jeden Tag in eure Wunden schlagen, möge ....

— Warum tobst du wieder, Mergenj? — stöhnte Salban. — Wir haben dich doch nicht hergelockt; dein eigener Mann hat dich gebunden hergeschleppt und hiergelassen. Wenn wir dich damals nicht losgebunden hätten, wärest du vor Hunger umgekommen, oder die Mücken hätten dich zu Tode gestochen.

— Warum habt ihr mich nicht umkommen lassen? Gehe ich denn jetzt nicht halbtot umher?

— Alle sind wir nur noch die Schatten von Menschen! — seufzte Wildbach.

— Und die mußte noch freiwillig herkommen, um uns das letzte zu nehmen, um unsere Nah-

rung zu teilen . . . Reißt ihr die Kleider vom Leibe, beschmiert sie mit euren Säften, daß sie die Qualen des Schmerzes so bald wie möglich verspüre! — schrie die erboste Hexe. Heftig sprang sie von ihrem Sitze am Herde auf.

Jeder schwieg. Anka nahm ihre Kleider blaß und zitternd zusammen. Mergenj trat vor sie hin und lachte.

— Oh! hast du Angst? Merke dir's also, merke dir's! So bin ich! Kennst du mich? . . . In den Dörfern hast du wohl gehört . . .

— Ja — flüsterte Anka. — Ich weiß, man hat dir schweres Unrecht getan, und du bist in deinem Rechte, wenn du jetzt zu den Menschen kommst und die Krankheit mit dir bringst.

— Oh, noch nicht! Noch ist mein Leib heil, aber die Zeit wird kommen . . . Höre, du hast gesagt, sie haben mir unrecht getan, oh, und wie unrecht, wie unrecht . . . Ich war gut, ich war still, ich hatte alles . . .

— Das Essen ist fertig! Seht, es will überkochen! — rief Byterchaj und zeigte nach den Kesseln. Augenblicklich wandten sich alle nach jener Seite hin.

Der „Inhalt" wurde in einen großen hölzernen Napf getan, und um den Tisch herumsitzend, schöpften die Kranken mit ihren Löffeln der Reihe nach daraus. Nur Salban und Kutujachsyt

aßen besonders aus kleinen Näpfen, denn die gemeinsame Speise war ihnen zu heiß, und ihr wunder Mund hinderte sie am Einhalten der allgemeinen Reihenfolge.

— Gott lohne es dem Piotrutschan, daß er gekommen ist . . . Sonst müßten wir wieder hungern. Gestern haben wir den letzten Fisch aufgegessen! — sagte Wildbach, indem er seinen Löffel ableckte.

— Er ist nicht besser, als die anderen! . . . Die Gemeinde hat ihn geschickt, er ist gefahren, weil er mußte, — sagte Gregor ärgerlich.

— Das kannst du eher von deiner Frau sagen! — meinte Mergenj, indem sie die Gatten mit stechenden Blicken ansah.

— Erzähle, Anka, was gibt's neues in der Welt? — wandte sich Salban an die junge Frau. Sie erzählte wie der herbstliche Fischfang ausgefallen, wie es an Heu mangle, wie der Gemeinde im Frühling der Hunger drohe. Sie lauschten aufmerksam, denn das alles hing eng mit ihren Leiden zusammen. Dann zählte sie die persönlichen Neuigkeiten auf; wer gestorben war, wer sich gezankt hatte und mit wem, wem ein Knabe oder ein Mädchen geboren war.

— Mutschilla hat geheiratet. Er hat eine magere, schwarze, kleine Frau genommen und hat ganze zehn Kühe für sie bezahlt.

— Wem hat er sie bezahlt. Sie ist doch eine Waise.

— Dem Fürsten hat er sie bezahlt . . . Er mußte sie zahlen . . . Du weißt doch, jede Frau hat ihren Preis, ihren Kalhym . . . Aber er hat zu viel gegeben.

— Siehst du, Gregor. Die Männer sind immer und überall im Vorteil . . . selbst unter den Aussätzigen . . . Hier können sie wenigstens die Frauen umsonst haben . . . — lachte Mergenj.

Anka sah sie fragend an, aber sie war schon aufgestanden, um das Geschirr abzuräumen und zu waschen.

Sie nahm Byterchaj den Napf unfreundlich aus der Hand, den das Mädchen gierig ausleckte, so weit es mit der Zunge reichen konnte.

— Du wirst ein Loch in die Schüssel lecken! Gib her! . . .

Entsetzt streckte ihr das Kind die mageren Ärmchen entgegen, die die Last des Napfes kaum tragen konnten, und floh an die schützende Seite Wildbachs.

Unter den Neuigkeiten, die einen weiteren Gesichtskreis umfaßten, hatte die Kunde von einer „Herrin, die von hundert Pferden gezogen aus dem weiten Süden gekommen war,“ den größten Eindruck hervorgerufen.

— Und es war eine so mächtige Herrin, daß

besondere Wege für sie durch die Tajga gebahnt wurden, und neue Brücken wurden über die Bäche geschlagen, denn über die alten konnte sie nicht fahren . . . Die Kaiserin selbst hatte sie geschickt, und sie sollte überall hinkommen. Aber hierher konnte sie nicht gelangen, denn die Mücken stachen sie zu sehr. Sie fragte die Kranken nach Kräutern, die Heilung bringen.

— Was Heilung! Der Tod ist unsere Heilung! — stöhnten beide Salbans einmütig auf.

— Also dieses Krautes wegen sollte ein Haus mit eisernen Fenstern gebaut werden . . .

— Ein Gefängnis! — verbesserte Wildbach, — und dorthin sollten die Kranken aus dem ganzen Lande kommen.

— Oho! ho! . . . Wie wollten sie's fertig bringen, solch ein Haus zu bauen . . . Wir sind zu viele; hier, zum Beispiel, sind unserer sieben, in dem Uluß*) von Borsk sind auch welche, in den nördlichen Ländern und in den östlichen Ulussen auch . . . Wo es Fische gibt, gibt's auch Aussätzige. Fast die Hälfte des Jakutenlandes lebt von Fischen! Also wie wollen sie's machen? wollen sie das ganze Volke hineinsperren?! Welcher Jakute weiß, wie's ihm übers Jahr gehen wird? . . . Wir waren doch auch gesund und

*) Gebiet.

voller Freude und keiner von uns wußte, daß er das Gift in sich trug, bis auch seine Stunde gekommen war.

— Der Kaiser müßte es denn befehlen — von wegen dieses Krautes! Aber was können wir dafür . . . was können wir dafür? . . .

— Es wäre schon besser, sie schlügen uns gleich tot. Was nutzt das Leben, wenn man in einer Kiste, in einer Umzäumung sitzen muß. Weder die Welt kann man dann sehen, noch die Sonne . . . Winter und Frühling sind sich gleich . . . Wenn man die Netze auswerfen kann, ist's doch immer, als lebte man, wie die anderen.

— Du sagst, sie werden alles geben, was nötig ist. Was werden sie geben. Mehr geben, als jetzt, werden sie nicht, denn sie können's nicht, sie haben nicht mehr . . . Jetzt helfen wir uns wenigstens selbst nach; aber dann . . . hinter dem eisernen Gitter . . .

Alle jammerten sie einmütig und waren entrüstet.

— Sicherlich ist's der Schulze, der bestechliche Hund, der die ganze Geschichte ausgeheckt hat! — brauste Wildbach auf.

— Still! rede nicht zu viel ins Blaue hinein! — ermahnte ihn Gregor.

— Was können sie mir anhaben?! He?!

Laß sie herkommen! Laß sie ein ganzes Heer herbringen!

— Wir werden ihnen alle die Fressen mit Blut beschmieren! — lachte Mergenj. — Wenn erst alle krank sind, dann wird's uns auch besser gehen, dann werden alle gleich sein.

Wildbach schwieg und sah sie von der Seite an.

— Ich will gar nicht, daß alle so seien, wie wir. Mögen sie gesund bleiben, Gott schütze sie . . . Werden meine Wunden weniger schmerzen, wenn die anderen auch dulden müssen? Aber wofür wollen sie uns ins Gefängnis stecken? Wofür? Sind wir schuld daran? Wofür wollen sie uns lebendig begraben?

— Ja, du hast recht! . . . Mögen sie gesund bleiben. Gott schütze sie, aber wir wollen auch auf die alte Art sterben . . . — stimmten ihm alle bei und begaben sich in ihre Winkel zur Ruhe. Anka band die Bündel auf und begann etwas für ihren Mann zuzuschneiden und zu nähen. Mergenj machte sich auch mit der Nadel zu schaffen. Das alte Ehepaar stöhnte leise im Dunkeln. Wildbach aber flickte die Netze am Feuer und erzählte Byterchaj mit heiserer Stimme Geschichten.

— Sie sagen, die kleine dicke Alte, die fünf Kühe hatte, sei eines Morgens fortgegangen, um ihr Vieh im Felde zu suchen. Dort fand sie eine

Blume mit fünf Zweiglein, und brachte sie unversehrt nach Hause. Sie legte sie aufs Kissen und deckte sie sorgfältig zu. Dann fing sie an, die Kühe zu melken. Plötzlich —! Kling — ling! — klangen silberfeine Glöckchen und eine Schere fiel vom Tische. Die Alte fuhr so heftig zusammen, daß ihr die Milch aus dem Napfe floß. Sie lief zur Jurte und sieh! die Blume liegt da, — eine Blume, wie jede andere Blume. Sie kehrte um und machte sich wieder ans Melken. Und wieder erklangen die Glöcklein und eine Schere fiel vom Tisch. Wieder verschüttete sie die Milch. Und die Blume liegt da, eine Blume wie jede andere Blume. Beim dritten Male schlich sie ganz leise heran und sah durch ein Türspalte. Links, wo die Frauen schlafen, wo die Bank für die Mädchen steht, nach denen sich noch kein Brautwerber gemeldet, sitzt eine wunderschöne Jungfrau. Über den hellen Augen ruhen die Brauen wie zwei Zobel, die einander mit gekreuzten Pfötchen ansehen; ihr Mund ist gefaltetes Silber, ihre Nase geschmiedetes Silber. Wenn sie spricht, ist es, als flattere ein Schmetterling auf ihren Wangen, wenn sie schluckt, ist es, als hüpfe eine Schwalbe in ihrer Kehle. Durch das weiße Gewand glänzt der mondscheingleiche Körper, durch das durchsichtige Gewand glänzt der geliebte Körper.

Bald darauf begab sich Chadshyt-Bergenj, der Sohn des großen „Ruhmreichen Blutigen Auges“, in den tiefen Wald, in den dunkeln Forst, zu jagen. Und plötzlich sieht er: neben dem Hause der dicken Alten, die fünf Kühe hat, sitzt ein Eichhörnchen auf einer krausen Lärche. Er begann zu zielen und gut zu schießen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend traf er kein einziges Mal. Bei Sonnenuntergang fiel sein Pfeil in den Rauchfang der Jurte. „Alte, nimm und gib mir den Pfeil wieder,“ bittet er. Niemand antwortete ihm. Das heiße Blut rötete seine Wangen, das rote Blut färbte seine Stirn; von der Seite sprang ein zorniger Gedanke herbei, von hinten kam ein hochmütiger Gedanke geflogen, — er stürmte in die Jurte. Als er hineingestürmt war, erblickte er die Jungfrau; als er sie erblickt hatte, fiel er ohnmächtig nieder; dann kam er zu sich, verliebte sich in sie, stürmte hinaus, sprang auf sein Pferd und kam atemlos zu Hause an: „Liebe Eltern,“ spricht er, „die Alte mit den fünf Kühen hat ein wunderschönes Mädchen! Nehmt sie und gebt sie mir . . .“ Da sandte der Vater neun Krieger aus, die auf neun Pferden ritten. Eilig kamen sie dahergesprengt, traten in die Hütte und fielen, von der Schönheit des Mädchens überwältigt, ohnmächtig zu Boden . . . Sie kamen zu sich, gingen hinaus,

nur der Vornehmste blieb zurück . . . „Kleine Alte, wieviel Kaufgeld willst du für deine Tochter haben? . . .“

Wildbach brach ab und versank in tiefes Sinnen. Die Frauen trugen die Betten in die Jurte, die sie den Tag über draußen lüfteten.

— Weißt du was, Byterchaj, geh' schlafen. Meine Wunden tun mir weh, ich habe keine Lust zum Reden. Morgen wird sich wohl das Wetter ändern; es wird tauen, oder wir bekommen Wind . . .

Gehorsam ging Byterchaj in ihren Winkel, zu der Bank, auf der sie mit Wildbach schlief. Dieser blieb noch lange am Feuer, um seine blutenden Füße zu waschen und zu verbinden. Als er müdegearbeitet und schmerzermattet auf sein Lager sank, schlief er fast augenblicklich ein.

— Du schläfst, Wildbach! Schlafe nicht, Lieber . . . Hörst du nicht, — weckte ihn Byterchaj eine Weile später. — Wildbach, bester Wildbach . . . Schlafe nicht, mir ist so bange . . .

— Was gibt's denn? — fragte der Mann schlaftrunken.

— Es donnert . . . es donnert so sehr!

— Laß es donnern! Das Eis auf dem See birst, wenn sich das Wetter wendet.

— Nein, Wildbach, so donnert es nicht! Gewiß kommt die Herrin, die von hundert

Pferden gezogen wird, um uns hinter das Eisen zu stecken . . .

— Schlaf' nur, schlaf'! Fürchte dich nicht! ... wir werden weglaufen . . .

— Und mich wirst du auch mitnehmen, Wildbach, mein Lieber, mein Silberner . . .

— Gewiß, gewiß . . . Schlafe nur jetzt!



III.

Zur Winterzeit waren die Kranken fast gänzlich von der Welt abgeschnitten. Mangel an Kleidung und Schwäche zwangen sie, in der Jurte zu bleiben. Den Himmel, den Schnee, die Sonne sahen sie nur dann, wenn sie hinausgehen mußten, um etwas von draußen zu holen: einen Arm voll von dem im Sommer gesammelten Reisig, oder Schnee, den sie zu Wasser schmelzen ließen, oder endlich, um die Betten zu lüften, die von Ungeziefer wimmelten. Diese Arbeiten pflegten gewöhnlich die Gesünderen zu verrichten: Gregor, Anka, Wildbach, zuweilen Mergenj.

In der dunkeln, dumpfigen Jurte verfloß ihnen die Zeit eintönig, wie ein düsterer, trüber, stinkender Fluß; ihre einzigen Anregungen waren der Hunger und der Schmerz, der in ihren Leibern umherschlich und in den Muskeln wühlte, wie ein Reptil, das die Knochen umwindet. Ohne Unterlaß schwebte ihr Stöhnen — bald leiser, bald lauter und furchtbarer — in der

schwarzen verpesteten Luft der Jurte. Sie hatten nur noch wenig Holz und der Winter konnte noch sehr lange dauern; daher mußten sie sparsam sein, und auf dem geräumigen Herde glimmte nur ein schwaches Feuer. Es war so schwach, daß es oft von dem wehenden Schneegestöber erstickt wurde, das den Rauch durch die weite Öffnung des Schornsteins zurücktrieb, und dann drangen Feuchtigkeit und Kälte herein und verdoppelten die Qualen der Kranken. Durch die Ritzen der Wände wehte es immer heftiger und der Frost zwängte seine furchtbaren Krallen in das Innere der Jurte.

— Es steht schlimm, Wildbach, du hast die Hütte im Herbste schlecht versorgt . . . Siehst du, jetzt geht auch mehr Holz drauf, und die Kälte martert uns alle.

— Bah! Ich leide ja auch! . . . Ihr vergeßt, daß sich meine Hände mit Geschwüren bedeckten, als die Arbeit fast zu Ende war . . .

— Das ist auch wahr! Jeder ist sich selbst der Nächste! . . . Ein kranker Mensch ist wie ein Hund . . . Hu! wie kalt ist es! . . . Dieser furchtbare Schmerz heute in den Gelenken, dieses Reißen in den Sehnen . . . Will der Tod denn gar nicht kommen? . . . — stöhnte Kutujachsyt am Herde und streckte die wunden Hände dem kaum noch glimmenden Feuer entgegen.

— Soll ich dir etwas Wasser wärmen, Alte? — fragte Anka sanft.

— Schon wieder wollt ihr Feuer machen! Und wer wird das hartgefrorene Holz aus dem Walde holen? . . . He! . . . Du vielleicht, Anka, mit den weißen Zähnen? . . . Seht sie an, die große Dame, die reiche! . . . Daß ihr euch nicht untersteht, unnütz Holz zu verschwenden . . . Es ist keins mehr da, ich gebe kein Stück davon! — schrie Mergenj, indem ihr von schwarzen Haaren umrahmtes Hexengesicht aus dem dunkeln Winkel auftauchte. Sie erschien immer seltener unter den Kranken, ging fast gar nicht mehr hinaus und lag auf ihrem Lager unter einem Haufen von Kleidern und Lumpen, an denen sie einen größeren Vorrat hatte, als alle die anderen.

— Mein Gott, was mag jetzt wohl auf der Welt vorgehen, unter den Menschen?! . . . — stöhnte Salban. — 's ist ja Feiertag heute — heute ist Fastnacht.

— Die Jakuten besuchen sich . . . In den Hütten wird gelacht und gesungen . . . Große Feuer flammen auf den Herden . . . Es duftet nach geschmolzener Butter und Fleisch . . . Alle sind satt und fröhlich . . . Sie raten Rätsel, singen Lieder. Vielleicht wird irgendwo eine Hochzeit gefeiert . . .

— Weißt du noch, Gregor, heute vor'm

Jahr hast du mich in dein Haus genommen. Du hattest eine neue Jurte erbaut . . . Es war uns so wohl, so warm, so freudig ums Herz . . . Die Nachbarn kamen . . . Weißt du noch, wie wir das Schicksal befragten — die Ahle warfen, und plötzlich fiel dein Los auf den schwarzen Weg . . . Aber dem glaubte niemand, alle lachten . . . Du warst so tüchtig, so gesund, die Arbeit ging dir so frisch von der Hand . . . Wir hatten alles, was dem Menschen nötig ist . . . Und jetzt sind wir hier! Unser Reichtum ist dahin, unsere Jugend ist verflogen, wie der Rauch, — flüsterte Anka.

— Als ich das Haus baute, wußte ich nicht, daß es leer werden, daß die Flamme unseres Herdes erlöschen würde . . . ich dachte, es würde sich mit Kinderlärm und Kinderlachen füllen . . . Jetzt hat uns eine schwarze Wolke die Welt verhüllt . . . Ich muß oft darüber nachdenken: was ist besser, leben oder nicht leben? — antwortete Gregor.

Anka zuckte zusammen.

— Höre, dann wäre ich ganz allein. Wir können noch lange leben . . . Deshalb bin ich gekommen. Und der Tod, das Alter sind sich immer gleich, ob man aussätzig ist, oder gesund . . . Sie sind wie der Aussatz; — flüsterte sie und schaute in sein Gesicht, das noch ge-

sund, aber schon mit bläulichen Flecken gezeichnet war. . . . .

. . Das Knistern des Feuers und das Stöhnen Salbans klang eintönig wie das Ticken einer Uhr, und im gegenüberliegenden Winkel flüsterte Byterchaj Wildbach leise, wie ein Heimchen ins Ohr. . . . .

— Wildbach, wie pflegt ein Feiertag zu sein? . . . Was machen dann die Menschen, warum lachen sie? . . . Erzähle, guter, silberner Wildbach . . . Es ist so still heute, niemand spricht ein Wort . . . Das Herz pocht . . . Es ist so traurig, so langweilig.

— Schweig', Kind . . . Woher sollte dir traurig oder langweilig zu Mute sein? Hast du was anderes gesehen? Uns drückt die Langeweile, denn jeder hat seine Erinnerungen . . . Es gibt verschiedene Feiertage! Es gibt solche, an denen man nichts tut, aber man zieht die Alltagskleider an und ißt, wie gewöhnlich. Es gibt solche, an denen man besser ißt und bessere Kleider anzieht; aber es gibt auch solche große Feste, an denen man die besten Gewänder anlegt, wie zu einer Hochzeit, und so viel ißt, als der Magen halten kann. Dann ist der Kopf voller fröhlicher Gedanken!

— Höre, Wildbach, dann binde ich vielleicht das Tuch um, das du mir geschenkt hast?

— Eeh! Nein, heut ist kein großer Feiertag . . . Das Tuch mußt du dir zu großen Festen aufbewahren, zu Ostern zum Beispiel, oder zum Niklastag, aber heute . . . — Er schwieg und legte den einen Schoß seiner zerlumpten Jacke um die nackten Schultern des Mädchens.

— Das war schlecht von Mergenj, daß sie dir das Hemd nahm . . .

— Ach, Wildbach, sprich nicht davon, denn die Tränen kommen mir gleich in die Augen. Ich habe noch niemals ein Hemd gehabt . . . Anka hat gesagt, sie würde mir vielleicht eins nähen . . . Anka ist gut . . . Warum ist sie gekommen?

— Ach was, warum? — weil sie dumm war, und jetzt kann sie nicht mehr zurück . . . Denn wir sind verflucht, Byterchaj.

— Verflucht? . . . Wer hat uns verflucht? . . .

— Das ist nun einmal so! Es gibt solch eine Krankheit, die fliegt in der Luft und schwimmt im Wasser und steckt im Essen, und dann überfällt sie die Menschen, wie Rost . . . Der Mensch weiß nichts davon, er ist fröhlich und guter Dinge! Oh, ja guter Dinge! Wie oft ist's draußen eisig kalt . . . Die Mädel und Buben laufen um die Wette, und wen man gefangen hat, den darf man auf den Mund küssen . . .

Das heißt: „mit geschlossenen Augen", weil man die Augen zumachen muß, wenn man küßt . . . Oder die Pferde werden von der Weide getrieben . . . Oder es wird getanzt — sie fassen sich bei den Händen und drehen sich hübsch im Kreise, singen Lieder, und wenn sie auseinandergehen, dürfen sie sich wieder auf den Mund küssen . . .

— Wozu küssen sie sich?

— Du bist doch dumm, du bist klein . . . Wenn du groß geworden bist . . .

— Wildbach, nur dich allein werde ich immer küssen . . . Salban und Kutujachsyt riechen so häßlich und sind so schrecklich . . . Vor Mergenj habe ich Angst . . . Gregor und Anka sehen mich nicht einmal an . . . Nur du, Wildbach . . . Ich liebe nur dich allein . . .

— Eeh! . . . Du bist ein Dummerchen . . . Bis dahin werde ich wohl ebenso sein, wie Salban oder noch schlimmer . . . Warte, vielleicht schickt Gott dir auch jemand . . .

— Und er wird schießen, und sein Geschoß wird in den Rauchfang fallen . . . Und er wird in die Jurte treten, um es zu holen . . . Und er wird mich sehen und ohnmächtig werden; dann wird er zu sich kommen, sich in mich verlieben, auf sein Pferd springen und zu den Eltern kommen und sagen: ich habe ein Mädchen ge-

sehen, ihre Augenbrauen sind wie zwei Zobel, ihre Augen wie zwei schwarze Vöglein, die mit den goldenen Flügeln schlagen, ihr Mund ist wie zwei Schmetterlinge, die mit den roten Flügeln schlagen . . . Wenn sie spricht, dann ist es, als flöge eine weiße Möwe über ihren weißen Hals, wenn sie geht, dann ist es, als schwimme eine silberne Möwe . . . Durch das weiße Kleid schimmert ihr mondscheingleicher Körper, durch das durchsichtige Kleid schimmert ihr geliebter Körper . . .

Wildbach lachte.

— Du hast alles gut behalten, Mädel!

— Oh, so gut, so gut . . . wenn ich die Augen zumache, sehe ich gleich alles.

— Wißt ihr, Leute, wir wollen uns heute auch ein Fest machen! — sagte Wildbach plötzlich und erhob sich von seiner Bank.

— Ja, ja! — stimmte Anka ihm bei und kam auch ans Feuer. — Es ist so traurig heut, so schrecklich traurig . . . Wir wollen ein gutes Feuer machen . . . Nun, soll ich Holz zulegen — was meint ihr?

— Leg' zu! — rief Wildbach.

— Ich sag' es immer, wir Aussätzigen dürfen nicht an den kommenden Tag denken, das ist Sünde! — stöhnte Salban. — Gott hat nicht

gewollt, daß wir daran denken, und hat uns die Gesundheit genommen! . . .

— Seht ihn an! Seid ihr toll geworden? . . . Seid ihr ganz allein hier? . . . Der Winter ist noch lange nicht vorüber, und wir haben weder Holz, noch Nahrung . . . Ihr denkt, die Gemeinde wird euch wieder was schicken? Ja wartet nur! — protestierte Mergenj gegen den Beschluß. Aber sie konnte jetzt nicht recht aufstehen, also war niemand bange vor ihr.

Das Fest gelang herrlich. An dem hellen Feuer hatten sie ihren durchfrorenen, wunden Körper endlich einmal gut erwärmt. Voller Wonne hatten sie sich in der glühenden Hitze gebadet . . . Tränen des Entzückens füllten ihre kranken, blinzelnden Augen. Die erstarrten Sehnen gewannen ihre Geschmeidigkeit wieder, die schmerzenden Gelenke fühlten sie nicht mehr. Ein ganzer Berg Fische war gekocht worden.

— Gott sendet auch unseren Herzen Freude . . . — flüsterte Kutujachsyt.

Trunken vom Gefühl des Gesättigtseins versanken sie bald in tiefen Schlaf. Eine kurze Zeitlang — einige Stunden lang, schwieg das Stöhnen in der Jurte, das selbst im Schlaf nicht aufhörte.

Gegen Morgen durchschnitt ein schriller

scharfer Schrei die Luft. Gregor erwachte zuerst und faßte Anka bei der Hand.

— Bist du es, Anka?

Auch die anderen richteten sich auf.

— Was ist das?

Stöhnen, aber nicht ihr Stöhnen, Stöhnen voller Kraft und Kampf drang aus dem dunkeln Winkel, wo Mergenj lag.

— Anka, geh' zu ihr, — flüsterte Gregor mit bebender Stimme. Die Jakutin kleidete sich schnell an, schürte das Feuer und verschwand in der dunkeln Ecke. Das Schreien verstummte einen Augenblick, dann erhob es sich wieder voller Knirschen und Zorn, und Hilfeflehen. Erschreckt klammerte sich Byterchaj fest an Wildbachs Hand.

— Wildbach, ich fürchte mich! — Wie sie schreit! Und jetzt schreit etwas anderes . . . Wildbach, Wildbach! . . . Laß mich sterben! . . . Oh Gott! . . . Ein Kind schreit so, Anka hat ein kleines Kind ans Feuer gebracht, und es wimmert so, es wimmert so . . . Haben es die Menschen auch aus der Welt getrieben, daß es so schreit, Wildbach?

— Heda! Wildbach, hilf mir! — rief Anka. — Stell' Wasser ans Feuer!

— Ist's ein Junge oder ein Mädchen? — fragte der Jakut neugierig?

— Ein Junge! Ist er von dir?

Wildbach schüttelte den Kopf.

— Aber ein fetter Bengel! — fügte er hinzu. — Und es ist gut, daß es ein Junge ist, mit der Zeit wird er arbeiten können.

Anka wusch das Kind, indem sie Wasser in den Mund nahm und es damit bespritzte. Die Wöchnerin ächzte leise.

— Anka! — flüsterte sie endlich, — komm her! Ist's ein Junge, oder ein Mädchen? Ein Junge?! Hast du gesehen, wem er ähnlich ist? Trag' ihn hin zu ihm, zeig' ihn ihm! . . . Aber jetzt ist's ihm ganz gleichgültig, wie er aussieht ... Oh, Anka, wie bedauernswert sind wir doch, wir Frauen . . . Überall . . . es gibt keinen Winkel, in dem wir unserem Schicksale entgehen können ... Warum schweigt er? Sieht nicht mal her? Jetzt hat er dich, du bist frisch und jung. Du wirst für ihn arbeiten und dulden . . . Traue ihm nicht! . . . Traue niemand auf der Welt . . . Nur sich selbst kann man trauen, denn jeder ist nur sein eigener Freund . . . Ich hatte einen Mann — ich war schön und gehegt und gepflegt, als er mich von meinen Eltern nahm . . . Wir waren glücklich zusammen, ich arbeitete, ich liebte ihn, aber ich hatte keine Kinder . . . War es meine Schuld? Und doch wurde ich ihm zuwider . . . „Deinetwegen," sagte er, „werde ich einsam bleiben, wie ein verkohlter Pfahl, wie ein

Stamm ohne Zweige; das Feuer meines Herdes wird erlöschen, meine Stätte wird menschenleer werden.“ . . . War es meine Schuld?! . . . Gott gab uns keine! . . . Er haßte mich, er suchte sich ein anderes Weib, mich aber schlug und mißhandelte er; er ließ mich hungern, damit ich stürbe, und als das nicht geschah . . . Er hat mich hierher gebracht, in diese lebendige Hölle, aus der es keine Wiederkehr gibt! . . . Er konnte mich ja fortjagen, aber er fürchtete, daß sie ihn zwingen würden, mein Vermögen herauszugeben, daß sie ihm nicht erlauben würden, eine andere zu heiraten. Deshalb sagte er, ich sei krank und brachte mich her . . . Er brachte mich her . . . Er brachte mich her . . .

Sie schluchzte lange und bitterlich.

— Gib mir das Kind! Hast du es gewickelt? — fragte sie endlich, als sie ruhiger geworden war.

— Ich bringe es dir gleich, aber erst will ich das Opfer aufs Feuer werfen. Wir hatten nicht erwartet, daß es dich heute in der Nacht ereilen würde . . . Geh, Wildbach, hole den fettesten Fisch, wir müssen für den neuen Odem danken. Bring' auch meinen Kober aus Birkenrinde mit; es ist noch ein Stückchen Butter darin, ich habe es für dich aufbewahrt, Mergenj.

Wildbach kratzte sich hinterm Ohr, zog die ledernen Halbstiefel an und ging auf den Flur.

— Eigentlich müßte Gregor gehen, — brummte er. Man hörte ihn herumtasten und die Tür der Speisekammer auf- und zumachen. Endlich trat er, von einem eisigen, heftigen Windstoß gefolgt, wieder in die Stube.

— Hu! . . . Ist das kalt! Der Sturm saust, der Schnee treibt, wessen Sünden mag er wohl fortfegen?

— Gott des Feuers! Graubärtiger, flammender Greis! Herr und Wirt unserer Häuser, Beschützer unserer Herden und Kinder! Nimm das geringe Opfer hin, das wir dir mit willigem Herzen darbringen, und segne uns mit deiner Gnade, mit buntem gehörntem Vieh, mit kraushaarigen Füllen, mit Knaben, die starke Finger haben, geeignet zum Spannen der Bogen, zum Binden der Riemen, mit Mädchen, deren Wangen rot, deren Brüste fruchtbar und milchgeschwellt sind, — betete Anka und warf den Fisch stückweise ins Feuer, das ihn zischend verschlang.

— Das hat der Alte gern, das hat er gern, — meinte Wildbach, indem er dem Feuer gutmütig zunickte.

— Einen ganzen Fisch habt ihr ihm gegeben, einen ganzen Fisch! — flüsterte Salban bekümmert, aber die Frau hielt ihm den Mund schnell mit ihrer lumpenumhüllten Hand zu.

— Lästere nicht!

— Was soll uns das gehörnte Vieh, oder die langhaarigen Füllen? Was würden wir damit anfangen? . . . Um einen Sarg hätte sie bitten sollen, um einen Sarg. Und der Fisch wäre uns schon recht gewesen — murrte der Alte.

Indessen zerließ Anka die Butter in einem kleinen Tiegel, goß es in einen Napf und setzte es Mergenj, die halbohnmächtig und regungslos auf ihrem Bette lag, an den Mund.

— Trink', Frau!

Mit geschlossenen Augen schlürfte die Kranke gierig die nahrhafte und duftende Flüssigkeit. Plötzlich schlug sie die Augen auf, sah Anka erstaunt an und stieß sie rauh zurück:

— Geh' schon, geh'! sag' ich dir!

Anka nahm das Kind und entfernte sich. Sie ging aber nicht zu ihrem Manne, der regungslos auf seinen Kissen lag und schlief, oder vorgab, zu schlafen. Sie setzte sich zur Seite auf eine leere Bank. Das in Lumpen gehüllte Kind zappelte unruhig auf ihrem Schoße, und sie sah mit tränenden Augen in die dumpfige, schmutzige, dunkle Jurte, wo die lebenden Leichen in ihrem Halbschlummer leise ächzten.

— Auch mich erwartet ihr Los . . . Oh, Gott! habe Erbarmen mit meinem sündhaften Fleisch und gib mir einen schnellen, schmerzlosen Tod . . .

Sie konnte es nicht begreifen, wie es kam, daß sie hier war, daß die Welt vor ihr verschlossen war, daß es nirgends, nirgends einen Ort gab, an den sie sich vor ihrem Elend und vor ihrer Zukunft flüchten könnte. Ihre Tapferkeit brach bei diesen Gedanken zusammen, wie ein modernder Baum beim Andrang des Windes ... Wäre es nicht besser, jetzt gleich zu sterben? Niemand brauchte sie mehr! . . . Sie fühlte ihren Widerwillen gegen Piotrutschan schwinden, der zwar keine Nase hatte, aber ebenso einsam war, wie sie . . . Ein ungeheures Mitleid mit sich selbst erfüllte sie, und heiße Tränen stürzten aus ihren Augen.

— Mein Gott, mein Gott! wofür strafst du mich so hart?

Die Tränen brachten ihr Linderung; sie fühlte, wie die Mattigkeit sie umfing und der Schlaf sie zu bezwingen drohte, aber sie war nicht imstande, auf ihr Lager, zu ihrem Manne zurückzukehren. So saß sie die ganze Nacht hindurch, tieftraurig und schmerzerfüllt.

Der weiße blasse Tag sah durch die zugefrorenen Fenster in der Jurte und erhellte sie mit seinem toten Licht. Sein Schimmer verlieh dem Elend der Stube, den schmutzigen, stinkenden Wasserlachen, die wie geritzte Spiegelstücke auf dem Boden blinkten, den Gestalten der Kranken,

die auf den Bänken lagen und lumpenumhüllten Skeletten glichen, ein noch grausigeres Ansehen.

Anka sah nichts von alledem; sie hörte weder das Brausen des Sturmes, der zum Schornstein hereindrang, noch das Ächzen der kranken Leidensgefährten; selbst die bittende Stimme Gregors, der sich endlich entschlossen hatte, sie zurückzurufen, konnte sie nicht wecken. Das Kind auf dem Schoße, schlief sie süß und fest, und ein sanftes Lächeln erhellte ihr braunes Gesicht mit den langen Schatten der Wimpern auf den bleichen schmalen Wangen.



IV.

— Hör' mal, Alte: heut in der Nacht sind mir die letzten Finger abgefallen. Jetzt wirst du mich füttern müssen, wie ein kleines Kind ..... stöhnte Salban.

— Natürlich werd' ich's tun! Hab' ich's denn nicht schon getan? Was nutzten dir die Finger ... Sie hingen ja kaum noch an den Händen ... Gräme dich nicht, — tröstete Kutujachsyt.

— Du hast recht! sie waren zu nichts mehr nütze, aber 's tut mir doch leid, wenn ich sie so am Boden liegen seh'. Wirf sie ins Feuer.

— Was fällt dir ein! Sie würden riechen und das Feuer verunreinigen ... Mit dem Feuer wird nicht gespaßt! ... — brummte Gregor.

— Oh, meine Hände, meine starken Hände... Jetzt bin ich gleich dem Baume, den der Blitz verkohlt hat! Weißt du noch, Kutujachsyt, wie wir das Heu unseres Landes mähten? Wer hätte gedacht, daß ich hier ein Ende nehmen

würde! . . . Der Weg meiner Sense war der breiteste in der ganzen Umgegend . . . Weißt noch, Alte, wie glücklich wir waren? Die Nachbarn kamen zu Besuch und brachten verschiedene Neuigkeiten . . . Jetzt hat die schwarze Nacht unsere Augen bedeckt . . . Zwei Töchter, zwei Söhne haben wir erzogen, aber wissen wir, was mit ihnen geschieht? . . . Im Anfang kamen sie noch, um die Hände wenigstens von weitem nach uns auszustrecken, aber jetzt . . . wir wissen nicht einmal, ob sie leben, ob sie sterben! Daß sie . . .

— Fluche nicht, Salban! — unterbrach ihn Kutujachsyt.

— Wir haben noch zwei Tage zu essen, wenn wir essen wollen wie Menschen; wenn wir aber nicht wie Menschen essen, dann weiß ich nicht, — begann Wildbach feierlich, indem er, ein Gefäß in der Hand, in die Jurte trat. Anka folgte ihm.

— Ja, es ist nur noch wenig da! . . . — stimmte sie bei.

— Zwei Tage? . . . — wiederholten die anderen.

— Und der Winter dauert und dauert . . .

— Es ist auch besser so; vielleicht schickt uns die Gemeinde etwas, ehe das Tauwetter die Wege verdirbt . . .

— Ja, wartet nur darauf! Anka hat doch gesagt, daß sie selber nichts haben.

— Wenn sie nichts haben, dann hilft auch unser Reden nichts . . .

— Und wenn Anka hinginge?

— Sie schlagen mich tot, sie schlagen mich sicher tot . . . Ich habe Angst, ich geh' nicht! — flüsterte die junge Frau und schüttelte den Kopf.

Um das Feuer herumsitzend, überlegten die Kranken. Die Flamme schwankte und küßte ihre von blutigen, bläulichen Flecken und harten Narben bedeckten Gesichter mit ihrem rosigen Schein; ihre Wärme drang durch die Löcher der schmutzstarrenden Lumpen und liebkoste ihre mageren, schlaffen Glieder. Sie war die einzige, die sie umschmeichelte, die ihren schmerzenden Gliedern Linderung brachte, die einen Funken Trost in ihre unsäglich traurigen Seelen hauchte. Sie sogen sie gierig ein, denn auch sie sollte bald verlöschen.

— Was gedenkt ihr also zu tun, Leute? — fragte Wildbach.

— Wir werden warten! Was bleibt uns anderes übrig? Wir müssen uns vorbereiten! — antwortete Gregor düster und plötzlich versagte ihm die Stimme.

Alle wandten sich nach ihm um.

— Sie kommt dir schon in den Hals ge-

krochen, wie ich sehe, Gregor! Sie achtet auf nichts, sie wartet nicht! — lachte Mergenj. — Hat auch Anka Lappen genug mitgebracht? wird sie genug haben, um deine Wunden zu verbinden? Denn die werden wohl nicht lange auf sich warten lassen.

Gregor schwieg und sah mit seinen blutunterlaufenen, trüben Augen unverwandt ins Feuer. Zuweilen war es ihm, als ob das Feuer verlösche, als ob tiefe Dunkelheit ihn umhülle, und die Wunden, die ihn bisher verschont, seinen ganzen Körper bedeckten. Er hatte sich dem Wahne hingegeben, daß die Krankheit ihn länger verschonen, daß er noch viele Jahre leben würde, ohne die ganze Furchtbarkeit der Seuche zu empfinden . . . Und nun war sie schon auf der Schwelle. Er stand auf und ging an sein Lager.

— Du gehst fort, Gregor? Und wer wird Holz tragen? Wir sollen doch warten . . . Denn wenn wir nicht warten wollen, dann — ja, dann weiß ich nicht, was wir tun können. Und sollen wir warten, dann müssen wir Holz haben — meinte Wildbach.

Gregor antwortete nicht. Angesichts der eben gemachten Entdeckung war ihm alles andere gleichgültig geworden.

— Mag kommen, was will.

Wildbach dachte noch eine Weile nach, dann

stülpte er die Fetzen einer Pelzmütze auf den Kopf, zog ein Paar Lappenkugeln, die ihm die Handschuhe ersetzten, über die Finger und wankte auf seinen schmerzenden Füßen hinaus, um Holz zu holen. Anka folgte ihm. Zuweilen trugen sie eine Zeitlang Holz herbei, um sich vorzubereiten . . . aufs Warten. Mergenj sah ihnen von ihrer Ecke aus zu, dachte aber nicht daran, sich zu rühren.

— Du könntest uns doch helfen, du bist ja gesund! konnte Wildbach nicht umhin, sie anzureden.

— Das fehlte mir noch! So rufe doch deine Byterchaj! Die ist auch gesund!

— Sie ist noch ein kleines, schwaches Kind.

— Ein Kind? Wenn's an die Arbeit geht, dann ist sie ein Kind? Der Teufel weiß, was du mit ihr anstellst, du ekelige Leiche! . . .

— Schäme dich, böses Weib!

— Was hast du gesagt? Böses Weib hast du gesagt, du Hexenbuhle! . . . Du bist gut! Seht ihn an! Gut ist der Gesunde, gut ist der Starke, gut ist, der nicht nötig hat, jemand zu bitten . . . Wenn er etwas braucht, dann findet er es selbst . . . Ich werde mir schon verschaffen, was mir nötig ist . . . Aber arbeiten müßt ihr, ihr verfluchten Aussätzigen . . . Ich bin nicht aussätzig . . . Mich hat Gott nicht gestraft, wie

euch, hat mich nicht gezeichnet . . . Ich bin nicht aussätzig und bin's nie gewesen . . . Euch sollte man morden, nicht euch helfen. Wenn ihr nicht wäret, wäre ich nicht hier . . . Warum verschonen sie euch nur und erhalten euch am Leben!?

Ein Schwall von Schimpfworten und Flüchen floß von den Lippen der leidenschaftlich aufgeregten Frau, und als niemand ihr antwortete, ergriff sie den Säugling, drückte ihn an ihre Brust und zischte erbost:

— Trink', trink', du Ungeheuer. Wachse zum Scheusal heran, das meine Qualen rächt.

Leise die Tür auf- und zumachend, trugen Anka und Wildbach emsig, wie die Ameisen, Holz zusammen. Byterchaj schlüpfte ihnen furchtsam nach.

Das Sonnenlicht, das vom Himmel flutete und in den tausenden von Schneekrystallen funkelte, blendete sie; einen Augenblick blieb sie unbeweglich in seinem Scheine stehen, nackt, wie eine Bronzestatuette, schmächtig wie ein Span, mager zum Erschrecken und doch von einer angeborenen Anmut umgeben, die sich — Gott weiß, auf welchem Wege — bis in diese Hölle verirrt hatte. Anka sah die Ärmchen, die dünn wie Grashälmchen waren, sah ihr erschrecktes

Gesichtchen mit den Behangen darin, und ein tiefes Mitleid schwellte ihr Herz.

— Geh' in die Hütte, geh'! Was willst du hier? Du wirst erfrieren!

— Mergenj hat gesagt . . . Ich möchte euch helfen . . . Gebt mir nur ein einziges Stück . . .

— Geh' nur, geh', da hast du ein Stück, — lachte Wildbach und reichte ihr ein kleines Scheit.

— Aber es ist doch gut, daß das Mädel ein Gewissen hat, — fügte er hinzu, als sich die Tür hinter dem Kinde schloß.

Anka seufzte.

— Was wird aus uns werden?

— Ei, sei nicht so traurig! Es ist ja nicht das erste Mal, und Gott hat noch immer geholfen. Dort — in der Welt sucht der Hunger die Menschen auch heim und sie wissen nicht, wo sie bleiben sollen . . . Die Sorge schmerzt den Menschen mehr, als die Wunden, und doch geht alles ohne sein Zutun seinen Weg . . . Gregor hätte uns zwar helfen können . . . Sag' es ihm; sag' ihm, er möchte leben, wie man lebt . . . das gibt uns Frieden, — fügte er sanft hinzu.

— Was soll ich ihm sagen? . . . Er ist kein Kind . . . Oh, mein Gott! . . .

— Weißt du was, Anka, — begann er wieder, — du solltest dich beim Fürsten beklagen, daß sie dir die Kühe genommen haben,

und verlangen, daß du sie wieder bekommst. Dann würde es uns besser gehn, wir hätten Vieh . . . Man hätte etwas zum Liebhaben . . . Denn so ist's schlimm . . . man hat gar nichts . . . man ist ganz allein . . . Ich und Gregor könnten Heu machen . . . Meine Füße taugen zwar nicht viel, aber eine Weile kann ich immer noch stehen.

— Aber wie soll ich mich beklagen . .

— Nun, wenn sie wieder etwas schicken, dann mußt du's sagen . . . Einmal müssen sie doch kommen . . .

Anka versank in Gedanken, in ihren Augen leuchtete Hoffnung auf. So plauderten sie, indem sie rastlos arbeiteten, bis sie ganz erschöpft in die Hütte zurückkehrten.

Das letzte Abendessen wurde gekocht und dann legten sich die Kranken hin, um zu „warten". Sie zogen die Decken über die Köpfe, hüllten sich so gut sie konnten in ihre Kleider und versuchten einzuschlafen. Anka teilte Gregor ihre Pläne mit, aber dieser antwortete nur gleichgültig:

— Ja, ja, wir werden ja sehen.

In der stillen Jurte hörte man nur noch das leise Stöhnen Salbans.

Dieser konnte nicht einmal liegen, denn der ganze Rücken und die eine Seite waren nur noch eine einzige Wunde, die sich neu geöffnet hatte, und ihm bei der leisesten Berührung die furcht-

barsten Schmerzen verursachte; von der anderen Seite aber hatte er eine ganz zerfressene Hand. Halbliegend saß er auf der Bank und stützte den Nacken auf die hölzerne Kopflehne und sein Stöhnen wurde immer kläglicher . . . Kutujachsyt, die eben so litt, wie er, stand aber doch von Zeit zu Zeit auf, um ihm Wasser zu geben, oder seine unerträglich schmerzenden, mit geronnenem Blut verstopften Wunden zu waschen. Dann wurde der Kranke eine Zeitlang still und flüsterte seinem greisen Weibe Liebesworte zu, wie in früheren, jüngeren Tagen . . . Sonst wagte es niemand, ihm nahe zu kommen.

Selbst Wildbach mied dieses Bild seiner eigenen Zukunft mit Entsetzen. Hinaus ging niemand. Die Tür hatten sie fest zugemacht, und daß es Tag war, erkannten sie nur an dem Sonnenlicht, das sich durch die Eistafeln der Fenster schlich und regenbogenfarbige Flecken auf den Lehmboden und die in den Ecken hingestreckten Gestalten zeichnete. Daß es Nacht war, erkannten sie an der noch eisigeren Kälte, an dem Knistern und Bersten der wieder zufrierenden Erde, an dem Licht des Mondes, der wie die Sonne durch die eisigen Fensterchen zu ihnen drang, — mit seinem silbernen, matten und kalten Schein. Jeden Tag aßen sie einen Teil der übriggebliebenen Vorräte, unter die sie Leder,

Sägespäne und Lärchenrinde mischten. Endlich war auch das Letzte verzehrt. Sie lebten weiter, obgleich sie nicht mehr denken konnten, obgleich sie kaum atmeten; sie lebten in einer Erstarrung, die dem Tode glich. Nur in Mergenjs Ecke war Bewegung und zuweilen wimmerte dort der Säugling.

Und doch, einmal nachts, als sie von draußen her ein langgezogenes Heulen vernahmen, erhoben sie alle die Köpfe.

— Hört ihr? Sie sind da! . . . Sie rufen! . . . Begierig lauschten sie. Wildbach schleppte sich bis an die Tür und öffnete sie weit. Ein breiter Mondstreif schwebte von eisigen Nebelwolken getragen, in die Hütte. Das Heulen erklang zum zweitenmale — ganz in der Nähe.

— Das sind Wölfe, — flüsterte der Jakut und schlug die Tür eilends zu.

Und wieder war es still, und nur das Stöhnen Salbans und das Wimmern des Kindes unterbrach das furchtbare Schweigen. Endlich war auch Salban verstummt.

— He! Wildbach steh' auf! Salban ist tot! Spürt ihr den furchtbaren Gestank? . . . Er wird uns ersticken . . . er muß hinaus, — schrie Mergenj nach einer Weile.

Niemand antwortete. Wildbach gab vor, nicht zu hören, oder hörte wirklich nicht, jeden-

falls rührte er sich ganz gegen seine Gewohnheit nicht. Mergenj, die sich die ganze Zeit hindurch sehr geschont hatte, und nicht einmal aufstand, um Holz ans Feuer zu legen, sprang jetzt auf und kam aus ihrem Winkel. Sie schürte das Feuer, trat dann zu dem Jakuten und schüttelte ihn.

— Steh auf!

Wildbach lag regungslos da.

— Sie sind wirklich tot. Ich werde selber für die Galgenstricke arbeiten müssen! Sonst wird der Alte die Luft ganz verpesten.

Sie warf alle ihre Kleider ab und nackt und fürchterlich anzuschauen, die Brüste welk herabhängend, die Haare aufgelöst, schlich sie, wie eine lauernde Wölfin auf den Toten zu. Sie sah ihm ins Gesicht und erbebte, aber gleich darauf blitzten Zorn und Haß in ihren Augen auf.

— Auch ich muß einmal so werden! . . . Mit einem Fußtritt stieß sie die Leiche von der Bank und versuchte sie fortzuschleifen, aber die Glieder, an denen sie zog, lösten sich vom Körper und blieben ihr in den Händen. Da suchte sie zwei dicke Äste aus dem Holzhaufen und mit ihrer Hilfe schob sie den Leichnam vor sich her, wie einen Haufen Schmutz. An der Schwelle blieb sie stehen; der furchtbare Geruch, den der Lufthauch in die Hütte zurücktrieb, machte sie wanken. Sie kehrte ans Feuer zurück, kroch

auf einen Haufen Asche und wärmte sich die Kniee.

— Wildbach, Gregor! ... Ihr verfluchten, verfaulten Kerle, werdet ihr denn wirklich nicht aufstehen, um euren Vater hinauszuwerfen? ... Helft mir, ich bring's alleine nicht fertig. Das ist doch nicht meine Arbeit! ...

Niemand antwortete. Sie nahm den Rest ihrer Kraft zusammen, verband sich Mund und Nase mit einem Tuche, faßte die Leiche mit beiden Händen und begann sie über die Schwelle zu wälzen. Die Aufgabe war nicht leicht: der welke, starre Körper entglitt ihr jeden Augenblick, sank zurück und stieß an die Türpfosten.

— Jetzt werde ich mich schon ganz gewiß anstecken, — dachte sie, als sie die feuchte Berührung an der Brust spürte. Die vom Monde durchleuchtete kalte Luft umflutete sie wie ein eisiger Wasserfall. Mit Mühe bewältigte sie das schwere Werk. Schnell schlug sie die Tür zu und kehrte zum Feuer zurück. Sie bebte vor Aufregung und Kälte, wie eine sturmgepeitschte Espe.

— Ich muß mich waschen, sonst sterbe ich von dem bloßen Geruch ...

Sie ließ etwas Eis in einem Kessel schmelzen und wusch sich. Dann begann sie wie eine Hexe

in der Jurte herumzuirren und nach etwas Eßbarem zu suchen. Das Kind wimmerte kläglich. Sie musterte Ankas Kleider, suchte das Beste heraus und zog sich an. Sie durchwühlte Wildbachs Sachen und nahm ihm sein Messer. Neben Gregor blieb sie eine Weile nachdenklich stehen, nahm ihm aber nichts. Sie kehrte zum Feuer zurück, das schon zu Ende ging und leise glimmte. Das Kind wimmerte; die schwachen Atemzüge der Menschen kamen aus den verschiedenen Ecken her und machten den Eindruck vieler leiser Schritte. Zuweilen schien es Mergenj, daß wirklich jemand von weitem zu ihnen komme. Sie öffnete die Tür und lauschte, aber in der Ferne war nichts zu hören und nichts zu sehen, als der Glanz des Mondes und des Schnees. Hinter ihr weinte das Kind, und zu ihren Füßen lag der grausig zerstückte Salban. Sie kam an den Herd zurück und machte ein großes Feuer an . . . Vor ihrem Geiste schwebte das Bild der weitentlegenen Jurten, die so warm und voller Fischgeruch sind, voller Essen und Leben und schlafender starker und gesunder Menschen,

— Ich gehe! — flüsterte sie. — Ich gehe! . . . Mögen sie mich totschlagen.

Sie riß Gregor Ankas Jacke vom Leibe, und nahm die Mütze der letzteren, die an einem Pflock am Kopfende der Bank hing; Gregor

erwachte und hob den Kopf, ihre Blicke begegneten sich.

— Was willst du? — fragte er dumpf.

— Was ich will? Dein Leben will ich haben — deine Liebe, dummer Kerl! — lachte sie.

Sie hakte das Messer in den Gürtel, nahm einen Stab zur Hand und ging hinaus. Die Tür fiel krachend hinten ihr zu, und von der Zugluft angefacht, schlug das Feuer flammend und qualmend in den Raum.

— Ist sie gegangen? — flüsterte Anka. Ich möchte auch gehen, aber ich habe keine Kraft mehr . . .

— Sie hat deine Kleider genommen! — antwortete Gregor. — Höre, Anka, das Kind wird erfrieren, hörst du, wie es wimmert?!

— Ich habe keine Kraft, ich stehe nicht auf, ich kann nicht!

Gregor drang nicht weiter in sie, aber sie konnten beide nicht einschlafen und lauschten gespannt, wie der Säugling immer leiser, immer kläglicher wimmerte.

Mergenj schlug sich indessen in die Wälder. Sie verfolgte denselben Pfad, den Anka damals gekommen war, denn nach dieser Seite hin lag die nächste Menschenwohnung. Weder die Nacht, noch der schlechte Weg störte sie in ihrem Vorhaben. Sie war hier geboren und kannte die

Gegend vorzüglich, und infolge des Nachtfrostes war die Oberfläche des tauenden und gesunkenen Frühlingsschnees zu einer harten Kruste gefroren, die das Gehen bedeutend leichter machte. Schon früher hate sie solche Ausflüge unternommen, von der unbezwinglichen Sehnsucht getrieben, jene Welt wiederzusehen, die sie gemißhandelt und ausgestoßen hatte. Zuweilen gelang es ihr, etwas zu stehlen, ein vergessenes Kleidungsstück zu rauben, oder im Sommer — ein Netz aus dem Wasser zu ziehen, oder sich ein am Ufer gelassenes Boot anzueignen. Sie war stark und verwegen. Sie ging schnell dahin, indem sie den Schnee mit dem Stabe prüfte, um nicht in weiche, nur schwach gefrorene Schneehaufen zu geraten. Sie eilte, ihr Ziel zu erreichen, ehe Hunger und Kälte ihre Kraft ganz gelähmt hätten.

— Oh, das ist schlimm, ich kann nicht weiter, — dachte sie, als ihre Füße nach einem Marsche von einer Stunde zu wanken anfingen und ihr Kopf wirbelte. Aber sie ermannte sich, netzte die heißen Lippen mit Schnee und ging weiter . . . Bald flößte ihr Hundegebell, obgleich es sehr weit erklang, neuen Mut ein.

— Noch ein Endchen . . . Noch kann ich . . . Ich möchte wohl wissen, ob sie schon auf sind, oder nicht? Wenn sie auf sind, gehe

ich einfach in die Jurte . . . Mögen sie mit mir machen, was sie wollen . . .

Kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn, als sie sich voller Entsetzen ausmalte, was sie mit ihr anfangen würden, wenn sie, die Ausgestoßene, plötzlich unter den Lebenden erschiene.

Im Mantel der Nacht und des Schnees tauchten die verschneiten Hügel der Jurten auf. Alles schlief noch darin; in den Fenstern war es dunkel und aus den Schornsteinen kam kein Rauch. Neben der Jurte standen kleinere Gebäude: die Kuhställe und Vorratskammern. Mergenj schwankte einen Augenblick. Die Hunde stürzten bellend auf sie los, aber in der Jakutensprache angerufen, wurden sie still und umschmeichelten Mergenj sogar, da sie schon daran gewöhnt waren, einige Bissen von ihr zu erhalten. Von den Hunden gefolgt, strich die Jakutin wie ein Schatten am Hause vorbei und öffnete die Tür des Stalles ganz leise. Der warme, scharfe Geruch des Kuhstalles, der jedem Jakuten so lieb ist, erfüllte sie mit Wonne. Sie schob sich hinein und machte die Tür lautlos zu. Eine Weile stand sie unbeweglich horchend da. Es schlief jemand im Stalle. Das Schnauben und Wiederkäuen der Tiere begleitete das gleichmäßige kurze Atmen eines Menschen. Trunken vor Gier streckte Mergenj die Arme aus und

ging weiter; sie stieß auf den warmen, beweglichen Rücken eines Tieres, kniete nieder und tastete mit bebender Hand nach dem Euter. Es war voller Milch. Hastig bückte sie sich unter den Bauch des Tieres, umfaßte es mit den Armen und fing leidenschaftlich, gierig an zu saugen ... Ihr Körper erbebte in unnennbarer Wonne. Sie fühlte, wie ihre eigene Brust, die so lange leer gewesen, sich mit warmer Nahrung füllte ...

— Wer ist da? ... Wer war hier? — rief eine erschreckte, weibliche Stimme hinter ihr, als sie schon auf dem Rückwege der Tür zuschlich.

Es war gut, daß sie schon draußen war, denn aus dem Schornstein der Jurte stiegen schon Funken und Rauch auf und innen wurden Stimmen laut. Fröhlich machte sie sich davon und dachte, ob die Hunde ihr nachbellen würden oder nicht?

Als sie am Morgen nach Hause kam, empfingen sie die Aussätzigen, die sich um das Feuer versammelt hatten, mit einem Freudenruf.

— Bist du wieder da, Mergenj! Hast vielleicht etwas mitgebracht?

Sie schüttelte den Kopf, zog die beschneiten Kleider aus und nahm das weinende Kind aus Ankas Armen.

— Ich habe nichts gefunden . . . Morgen . . .

Aber auch in der nächsten Nacht fand sie nichts; sie kam spät, schon bei hellem Tage zurück und mit einer Wunde am Beine.

Sie stellten ihr keine Fragen, als sie ihre Wunde finster vor sich hinbrütend verband und niemand um Hilfe bat. In der Nacht stellte sich Fieber ein . Ihr Stöhnen verwandelte sich bald in einen furchtbaren heulenden Gesang, in den plötzlich das Heulen der Wölfe einstimmte, die den Körper Salbans vor der Tür zerfleischten. Und dieser furchtbare Chorgesang verstummte nicht mehr, er wurde nur leiser und erklang bald deutlicher, bald gedämpfter. Furchtbare Verwünschungen, unzüchtige Worte ertönten aus Mergenjs Winkel und dazwischen winselte sie, wie ein Hund, brüllte wie eine Kuh, wieherte und grunzte . . . Die Kranken glaubten nicht mehr, daß die Frau so brülle . . . In der Dunkelheit erschienen ihnen die furchtbaren Gestalten der Gottheiten der Pest und des Elends.

— Sie sind gekommen, um unser Unglück zu verhöhnen! . . . Kutujachsyt konnte sich nicht länger beherrschen und fing auch an zu heulen und zu winseln . . . Gregor und Anka fühlten, wie der Krampf sie an der Gurgel packte und sie zwang zu heulen . . . Wildbach richtete sich auf seinem Lager auf und bellte . . . Plötzlich

riß er die Augen weit auf und rief bei vollem Bewußtsein freudig:

— Fleisch!? Wo hast du es her, Mergenj? Seine Stimme weckte auch die anderen und machte die Schemen weichen; sie sprangen auf und krochen wie eine Schar Raubtiere zu der am Feuer niedergeduckten Mergenj. Sie wandte ihnen ihr blutbeschmiertes Gesicht zu und fletschte die Zähne . . . In der Hand hielt sie einen kleinen Menschenarm. Sie prallten voller Grausen zurück und fielen auf die verlassenen Lagerstätten nieder.

Die Ausflüge Mergenjs blieben aber doch nicht ohne Folgen. Einige Tage später hörten die Kranken jemand vor der Tür rufen und schleppten sich an die Schwelle.

— Bleibt da! Bleibt da! . . . — schrie der Jakut sie an, als sie die Tür öffneten und herauskommen wollten. Er streckte ihnen seinen Spieß drohend entgegen.

— Ich habe euch zu essen gebracht. Es muß bis zum Frühjahr reichen. Die Gemeinde hungert auch. Für Wildbach habe ich Netze mitgebracht. Ihr müßt jetzt im Sommer selbst arbeiten und Vorräte sammeln . . .

— Die Netze sind immer alt . . . — stöhnte Wildbach.

— Wir geben sie euch aus Barmherzigkeit!

Ihr müßt nehmen, was da ist! Und daß sich das Luder, die Mergenj, nicht wieder untersteht, herumzustrolchen, sonst schlagen wir sie tot . . . Sie hat kein Recht, die Pest über die Erde zu verschleppen — das Gesetz verbietet es . . . .

— Wir werden sie nicht fortlassen . . . Sie ist krank, sie ist verwundet . . . — schrieen die Unglücklichen, die jetzt voller Freude waren.

— Bleibt noch einen Augenblick, hört . . . — begann Anka mit schwacher Stimme. — Bittet den Fürsten . . . Sagt ihm, ich beklage mich über Piotrutschan, er hat mich betrogen . . . Nein, nein, nicht betrogen, aber . . . er hat meine Kühe aus Versehen behalten . . . Er möchte sie wiedergeben, er möchte meine Sachen . . .

— Sprich deutlicher! — rief der Bote von weitem.

— Ich kann nicht! . . . Komm' näher, ich bin gesund.

— Ah, du bist es, Anka! Unglückliche, was hast du getan?

— Es ist nicht mehr zu ändern . . . Sag' dem Fürsten, er möchte mir die Kühe und die Sachen abgeben lassen . . .

— Ja, ja . . . Sonst kommen wir alle zusammen selbst, um sie zu holen . . .

— Daß ihr euch nicht untersteht . . . Wir braten euch bei lebendigem Leibe. Wir stecken

euch in eine Jurte und verbrennen euch samt der Hütte . . . Oh, ihr Halunken! . . . — schrie der Jakute.

— Wir werden euch alle vergiften, — schäumte Mergenj drinnen im Hause, aber sie wagte sich nicht hinaus.

— Ist das Weib toll geworden? — fragte der Mann schon ruhiger. — Denkt ihr, ihr tut mir nicht leid? Aber was können wir tun? Bei uns ist auch nichts, als Hunger und Elend ... Die Sonne erblaßt in meinen Augen, wenn ich euch ansehe . . . Aber was kann ich tun? Dem Fürsten will ich's sagen, daß ihr um eine Kuh bittet; er wird sie euch gewiß schicken lassen — aber erbarmt euch schon, laßt uns in Frieden, kommt nicht in unsere Nähe . . .

— Geh' mit Gott! Seid glücklich, lebt, aber verlaßt uns nicht, die Elendesten der Elenden! . . . — riefen die Aussätzigen, als er sich auf den Heimweg machte.



V.

Der Frühling, der Sommer und der Herbst dauern hier nur eine kurze Spanne Zeit, und verfliegen schnell. Der Frühling besonders ist ungemein lebhaft, voller Rauschen und Schäumen und Gezwitscher: Die Bäche eilen geschäftig dahin, die Wandervögel ziehen, und die Südwinde kommen mit ihrem weichen, träumerischen Hauche gezogen. Freudetrunken, bebend vor Wonne, wirft die Erde ihre Schneedecken ab. Zusehends wachsen die geschwellten Busen der Hügel darunter hervor, die Krümmungen der Abhänge, der Ufer, die Inseln und Landzungen und die Wälder, die zwar noch schwarz, aber schon voller Harzgeruch und warmer Feuchtigkeit sind. Hier und da glänzen die blauen Augen des eisbefreiten Wassers. Ganze Scharen gefiederter Gäste — von den größten, wie die Schwäne, die weißen Schneeflecken gleichen — bis zu den kleinsten, die wie die Strandläufer nicht größer

als Fliegen scheinen — kommen auf die Halden, wimmeln in den Pfützen, lärmen in dem alten, vertrockneten Röhricht. Keine Minute schweigt das Gekicher, das Pfeifen und Schnattern. Und dieses ganze überschwellende Leben ruht nicht, schläft nicht, sondern rast, liebt und schmaust im heißen Lichtstrom der nie untergehenden Sonne. Man sollte meinen, der Anblick der eisigen Seeen, die immer noch leblos, bläulichweiß in den Armen der schon erwachten Erde schlummern, erfülle sie mit Schrecken, und die Furcht, der eben erst verschwundene Winter könnte wiederkehren, treibe sie an, das Leben hastig auszukosten. Endlich sind auch die Seen erwacht. In ihren Becken hat sich Wasser genug angesammelt, um unter die eisige Decke treten zu können und sie mit einer Bewegung, die einem tiefen Atemzuge gleicht, zu heben. Um das Eis herum bilden sich an den Ufern alsbald tiefe Lachen, in denen der Wind das Wasser aufwühlt und mit seiner Hilfe die schartig gewordenen Ränder der Eisschollen zerbröckelt. Die Fische springen lustig in den Wuhnen und häufig, wenn die Abendröte nach einem heißen Tage ihren leisen Schein auf die schwarzen Wasser haucht, sieht man an ihrer Oberfläche, in den Streifen des Abendlichts, ganze Reihen von großen Hechten, die ihre Mäuler öffnen und unbeweglich dastehen, um die duf-

tende, belebende Luft in die Kiemen zu atmen, die von dem dumpfigen Hauch in den winterlichen Tiefen erschöpft sind. Bei Tage erzittert das Wasser ohne Unterlaß von den stillen Kreisen, die die spielenden Fische ziehen.

Am Ufer des Sees verteerte Wildbach eine Pirogue. Gewandt führte er das erhitzte Eisen über die Ritzen, die mit feinem, hartem Lärchenharz bestreut waren. Ein leichter Wind trug das Aroma weit umher. Am Feuer saß Byterchaj, einen Kranz gelber, nordischer Anemonen auf dem Kopfe. Das war ihre ganze Bekleidung. Sie hatte die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, den Kopf auf die gefalteten Hände gelegt, und lauschte dem traurigen Gesange des Fischers, der von dem mächtigen Frühlingschor der Seen und der Wälder getragen, wie ein leiser Hauch erklang.

Traurig scheint der Mond, der bleiche.
Vor dem Schlosse steht die Schöne,
Steht im golddurchwirkten Kleide,
Doch im Auge blinkt die Träne.

Mädchen! tot ist dein Geliebter!
Und es drängt der Freier Haufen.
Steig hinab, ins Grab, ins kalte,
Oder lasse dich verkaufen!

— Wie singst du, Wildbach?

— Aha, gefällt's dir? Das ist ein fremdes Lied. Ein Lied aus der großen Stadt . . . He!

he! dort gibt's was zu sehen! Die reinen Wunder, sag' ich dir: Kirchen, und Paläste, und Menschen . . . Ich bin dagewesen, oft dagewesen! Darfst dir nicht einbilden, daß ich immer so gewesen bin, wie du mich jetzt siehst. Oh nein! Mich haben die Frauen auch geliebt!

— Das Lied hat eine schöne Stimme . . . übersetze es, Wildbach.

Geduldig übersetzte der Fischer den Inhalt des Liedes.

— Was soll sie verkaufen lassen, Wildbach?

— Sich selbst . . . Was sollte sie sonst verkaufen?

— Und dann? Werden sie sie aufessen, wie Mergenj ihr Kleines?

Wildbach lachte.

— Dummes Zeug! Das verstehst du nicht, wenn du groß bist, wirst du's erfahren!

— Wie soll ich's erfahren, wenn ich nie von hier fortkommen kann?

— Das ist auch wahr. Von hier fort kannst du nicht. Niemand kann fort von hier.

Der Fischer und das Kind ließen ihre Blicke unwillkürlich nach den fernen Ufern des Sees schweifen, wo eine einsame, kaum sichtbare Rauchsäule über dem Walde schwebte.

— Na, laß gut sein! Du hast noch Zeit, Byterchaj . . . Vielleicht schickt Gott dir jemand,

der, wie Gregor, noch nicht ganz krank ist . . .
Jetzt hilf mir aber das Boot aufs Wasser
bringen; wir wollen das Netz auswerfen.

— Traurig scheint der Mond, der bleiche . . .
— begann er, hielt aber sofort inne.

— Pssst! . . . Wie müssen ganz still sein . . . Setz' dich hier hinten hin und vergiß nicht: sitz' ganz, ganz still . . . Sonst könnte ich ins Wasser fallen . . .

Die spitz zulaufende Pirogue flog schwankend und leicht wie eine Schwalbe über das Wasser, dem Eise in der Mitte des Seees zu. Dort beschrieb Wildbach einen Kreis, drehte um und machte sich daran, die Netze, die aufgewickelt im Boote lagen, behutsam ins Wasser zu senken. Byterchaj neigte den Kopf bis an den Rand und beobachtete neugierig, wie ihr eigenes Bild im Wasser zerfloß, wie ihr gelber Anemonenkranz zitterte. Wildbach hatte einen sehr listigen Plan; er wollte den Fischen, die sich am Ufer wärmten, den Weg zur Tiefe abschneiden, und sie dann unverhofft aufscheuchen, denn er war sicher, daß sie den Netzen in der blinden Flucht nicht entgehen würden. Sein Vorhaben gelang vorzüglich. Indem sie laut schreiend, singend und plätschernd auf der belagerten Stelle kreisten, sahen sie von weitem, wie die Schwimmer aus Birkenholz immer wieder untertauchten und das Wasser dort brodelte. Der Fang war sehr er-

giebig. Bald erdröhnte das Boot von den Schwanzschlägen der großen Hechte, die sie aus dem Wasser zogen; die Ungeheuer öffneten ihre dicht mit Zähnen besetzten Rachen und suchten noch etwas vor dem Tode zu beißen. Aber es fiel Byterchaj nicht ein, den Finger hineinzustecken. Die flachen, silberschuppigen Fische mit den hellbraunen Augen schnellten umher, wie wenn man Silberrubel in einem Siebe aufrüttelte. Einen davon behielt Wildbach länger in der Hand.

— Sieh, Byterchaj . . . Dieser Fisch ist, wie wir . . . Von ihm kommt unser Siechtum . . . — sagte er und reichte dem Mädchen einen Fisch, der mit Narben und Wunden bedeckt, und dessen Kopf geschwollen war, wie bei den Aussätzigen. Der Fisch zappelte schwach in den Händen des Kindes und sah ihm mit seinen bösen, trüben Augen drohend ins Gesicht . . .

— Ich laß ihn frei, Wildbach . . . Er tut mir leid . . .

— Nicht doch, nicht doch! . . . Wir müssen ihn ans Land bringen und vergraben . . .

— Er tut mir leid . . . — flüsterte Byterchaj.

— Das fehlte noch! Er ist schuld daran, daß wir so elend umkommen müssen. Wenn jemand solch einen Fisch ißt, wird er krank. Er weiß nicht einmal, was er gegessen hat, denn auch sie haben zuerst nur ganz kleine Fleckchen . . . Er

muß vergraben werden, lebendig vergraben, daß kein Tropfen Blut auf die Erde fällt, denn oft wächst dort eine Blume heraus, oder eine Beere, die die Seuche verbreitet. Aus dem Grabe sogar kann das Gift ans Licht kriechen, die Mäuse graben es aus, die Vögel schleppen es weiter . . . Am besten wär's, wenn er verbrannt würde, aber das Feuer haßt das Unreine, es könnte sich rächen wollen . . .

Plaudernd fuhren sie dem Ufer zu, und sein Silber in den Purpur des Abendrots mischend, zog der Mond seine zitternden Pfade vor ihrem Boote. Sonst lag der See dunkel und regungslos da. In der Ferne glänzten die rosenroten Kanten der Eisschollen auf dem dunkeln Grunde, und noch weiter erschienen die bläulichen Umrisse der Tajga, Nebelgebilden gleich. Als sie auf den Hügel kamen, auf dem die Jurte stand, wurden sie von tausenden ähnlicher Seen, die im Abendrote blutig glänzten, und vom Mondlicht und dem Scheine des Eises versilbert waren, durch die Wimpern der Wälder und Gebüsche angeschaut. Sie gingen auf die Tür des Hauses zu, aus der die Lohe des hellglühenden Feuers flammte. Ihre Hände waren voller Beute, auf ihren Gesichtern glänzten Fröhlichkeit. An der Schwelle stießen sie auf Mergenj, die sich hinausbog, um sie zum Abendbrot zu rufen.

— Da ist die Beute! . . .

Alles umringte sie und betrachtete den Fang.

— Das Jahr verspricht ganz gut zu werden, — sagte Gregor.

— Was meinst du, Gregor? Wenn wir den Bach dämmten? Wir könnten für den ganzen Winter genug fangen und räuchern?

— Die Knochen tun mir weh! Das Wasser ist kalt . . . — antwortete der Jakut nach langer Überlegung.

— Wir haben es ja nicht nötig, ins Wasser zu gehen . . . Dort ist schon früher ein Damm gewesen, und ein Pfahl steht sogar noch.

— Ich werde noch ins Wasser fallen . . . Meine Hände sind so schwach, ganz wie bei einem Kinde. Es ist tief dort, und ich kann nicht schwimmen . . .

— Ja, ja, er wird noch fallen . . . — wiederholte Anka eifrig.

— Und ich?! Meine Füße sind noch schlimmer, und ich werde doch gehen. Wenn man immer so sprechen wollte, dann müßte man bei lebendigem Leibe verfaulen . . . Man müßte verfaulen, ehe das Fleisch abfällt.

— Was soll das viele Reden! Er wird gehen, er muß gehen . . . Das ist Männerarbeit und wenn du gehst, muß er auch gehen, — rief

Mergenj heftig. — Sonst geben wir Anka keinen Bissen. Sie ist gesund, sie ist aus freiem Willen hergekommen . . . Die Gemeinde schickt die Vorräte für uns Kranke, wir lassen sie uns nicht vor dem Munde wegnehmen.

Gregor saß erschreckt da.

— Ich will selbst gehen! — sagte Anka schüchtern.

— Geh'! Geh'! das Gebüsch ist da dicht genug, — höhnte Mergenj.

— Vielleicht kommst du auch, Mergenj, — fragte Wildbach naiv. — Arbeit wird sich für alle finden — die Weiden müssen geschnitten werden, man muß Pfähle und Reiser tragen, Zweige in Stücke brechen. Byterchaj nehmen wir auch mit, die wird's Feuer unterhalten. Ihr müßt ihr nur irgend ein Hemd zusammenflicken, daß ihr die Mücken nicht zu sehr zusetzen.

— Fällt mir nicht ein! — brummte Mergenj. — Wer wird denn zu Hause bleiben und auf Kutujachsyt Acht geben?

— Das ist nicht nötig . . . das ist nicht nötig, — ächzte die Alte. — Sammelt lieber Vorräte . . . Kocht des Morgens was zu essen und laßt mir etwas hier . . . Stellt mir Wasser hin und geht!

— Nun, kommst du mit? Du bist stark! — wandte sich Wildbach schmeichelnd zu Mergenj.

— Ich will's mir überlegen! — brummte die Frau, die nachdenklich und düster vor sich hinsah.

Am nächsten Morgen, beim Frühstück, sagte sie mit einem sanften Lächeln:

— Wir wollen es so machen: du, Wildbach, gehst mit Anka und Byterchaj den Bach dämmen, und ich werde indessen mit Gregor Weidenruten schneiden, sie in die Jurte tragen und anfangen, Fischreusen zu flechten. Wir haben ja keine, und ohne Reusen werdet ihr wohl keine Fische fangen . . .

— Du hast recht! Aber die Reusen können wir auch des Abends flechten. Für zwei Männer ist das Flechten von zwei Reusen eine Kleinigkeit.

Gregor bestand auch darauf, an den Fluß zu gehen.

— Wenn ich mich auf dem Stege nicht halten kann, werde ich euch wenigstens die Pfähle reichen!

Mergenj sagte kein Wort; aber sie warf ihren Löffel fort und setzte sich in eine Ecke. Sie ging nicht mit, niemand wagte es mehr, sie aufzufordern.

— Siehst du! Er hat Angst gehabt! — flüsterte Wildbach lächelnd, indem er ein Auge zudrückte und mit dem Kopfe nach Gregor wies, der ihnen, die Axt auf der Schulter, voranging.

— Er hat Angst gehabt! Kannst mir's

glauben! Oh, denn er weiß es wohl, daß ich Weibern gegenüber der reine Tatar bin.

— Unsinn! — lacht Anka glücklich und errötend.

Sie gingen durch schilfbewachsene Sümpfe, durch Weidengebüsch, das noch keine Blätter hatte, aber schon mit silbernen Blütenbüscheln behängt war. Byterchaj ging ganz zuletzt und sang, wie ein Vogel, und kam an keiner Lache vorbei, ohne sich darin zu spiegeln, ohne sich zu überzeugen, ob ihr der schmutzige Lappen wirklich um die Schultern hänge, den ihr die Erwachsenen statt eines Hemdes umgelegt hatten. Die Enten flogen immer wieder zu Paaren vor ihren Füßen auf; die weißen Rebhühner, die schon anfingen dunkel zu werden, erhoben sich schreiend von den Sträuchern, von denen sie die jungen Knospen pickten, und setzten sich auf die Gipfel der hohen Lärchen. Der warme Wind umfächelte ihr Gesicht, trug weiche, flockige Wolken am Himmel hin, wiegte die Bäume und vertrieb die Mücken. Von seinem Hauche berührt, säuselte das vergilbte vorjährige Röhricht schwermütig, als wollte es sich beklagen, daß es nicht von neuem grünen kann, daß die jungen aufsprießenden Geschlechter es bald ersticken werden.

Ein blasses, durchsichtiges, sonnenvergoldetes Grün umhüllte die Sträucher und Wälder,

schwebte über der Erde und spiegelte sich mit dem blauen Himmel in dem kristallhellen Bach, der in scharfen Windungen geschäftig von See zu See eilte.

Die Fischer machten an seinem Ufer Halt, an einer Stelle, wo ein dicker, schwarzer Pfahl aus dem Wasser ragte, beim Anprall der Strömung erbebte und sich wunderlich in der durchsichtigen Flut brach. Die scharenweise umherschwimmenden Fische mieden ihn sorgfältig und flohen gleich, wenn sein Schatten auf ihren Rücken fiel.

— Hier wird gebaut, hier ist der Fluß am schmalsten und am flachsten.

Byterchaj machte Feuer an, und die Fischer fällten Bäume und schleppten sie ans Ufer. Sie bauten ein kleines Floß und schlugen den ersten Pfahl ein. An diesen lehnten sie ein Brett und schlugen dann von hieraus einen zweiten ein; und so drangen sie Schritt für Schritt weiter, der Mitte des Baches zu. Anka sah mit Schrecken, wie die lose hängende Überbrückung unter ihren Füßen schwankte, wie ihnen die Strömung die Pfähle aus der Hand riß, sie querüberlegte, sie im Wirbel drehte, an ihnen zerrte und jeden Augenblick drohte, die Menschen samt ihrem Werke in die Tiefe zu ziehen. Das schwache, dunkle Gerüst sah im Wasser, das so durchsichtig

war, wie die Luft darüber, einem Netz von Spinnwebfäden gleich, an dem die halbnackten, haarigen Menschengestalten ungeschickt herumkrochen, wie große Spinnen.

— Um Gotteswillen! Fallt nur nicht runter, — flüsterte Anka.

— Still! Mach' uns nicht bange; wir stehen so nur kaum! — scherzte Wildbach, indem er einen neuen Pfahl mit tüchtigen Beilhieben eintrieb. Gregor hielt die Stütze mit beiden Händen fest, und unten schlang sich das Wasser mit einem schmerzlichen Zischen um das neue Hemmnis, das in seine Tiefen drang.

Als es dunkelte, waren sie kaum bis an die Mitte des Baches gekommen. Erschöpft kehrten sie nach Hause zurück. Aber schon von weitem gewahrten sie, daß kein Rauch aus dem Schornsteine aufstieg, und daß die Fenster dunkel waren.

— Sicherlich hat sie nicht mal das Abendbrot gekocht, die verfluchte Menschenfresserin! — ärgerte sich Wildbach.

In der dunkeln Jurte war es ganz still. Kutujachsyt erwachte erst, als sie das Feuer anzündeten.

— Ich bin vor Hunger eingeschlafen — entschuldigte sich die Alte . . . — Mergenj hat das Essen mitgenommen. Sie hat unseren besten Kessel, die Axt, das Messer genommen, hat ihre

Sachen in ein Bündel gebunden und ist fortgegangen. Ich habe sie gefragt, wohin sie ginge und wann sie zurückkommen wolle. Sie hat nichts gesagt, nichts, als wäre ich ein Hund und kein Mensch! Ich redete auf sie ein . . . aber sie band die Sachen in ein Bündel, nahm unseren besten Kessel, das Messer und die Axt . . . — wiederholte die tiefgekränkte Alte.

— Sie hat das Messer, die Axt und den besten Kessel genommen, — stammelte Wildbach, indem er das zurückgebliebene Wirtschaftsgerät musterte. — Bah! sie hat auch mein Netz, das beste Netz genommen. Ich muß das Boot bewachen, sonst holt sie es auch.

Er lief aus dem Hause und die anderen folgten ihm.

— Oh! daß dich! . . . daß dich! . . . Es ist weg! Jetzt ist's so gut, als hätten wir keine Hände mehr. Was fangen wir bloß an ohne Boot! — klagte Wildbach. — Ich weiß nicht, was wir morgen essen werden!

Er wollte auf der Stelle ein Floß bauen und die ausgeworfenen Netze vom See holen, aber Gregor hielt ihn zurück.

— Die hat sie sicherlich schon mitgenommen. Du bringst dich nur unnütz um die Nachtruhe. Du siehst ja, sie ist eine boshafte Hexe. Hol' sie der Teufel!

— Vielleicht ist's auch besser, daß sie fort ist . . . Jetzt werden wir Ruhe haben . . . Vielleicht schicken sie uns die Kühe . . . Gott ist barmherzig und wird uns nicht verlassen, — tröstete Anka.

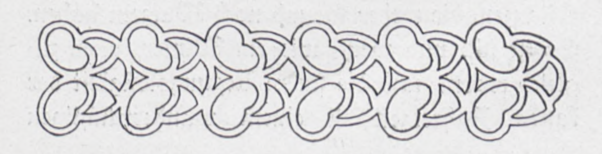
— Ach, die werden was schicken! Du müßtest sie denn selbst holen gehen . . . Ohne Netze . . . ohne Boot . . . Was fangen wir Armen nur an? — jammerte Wildbach.

— Es wird schon wieder werden; wenigstens werden wir Ruhe haben. So Gott will, machen wir morgen den Damm fertig . . . — wiederholte Anka.

— Bald kommen die Mücken, und wir haben keine Vorräte!

— Sie nahm den besten Kessel, die Axt und das Messer; dann band sie ihre Sachen in ein Bündel . . . Bleib' . . . sag' ich zu ihr . . . — erzählte Kutujachsyt ihre Geschichte wohl zum zehnten Male.

Byterchaj durchstöberte die Ecken, um zu sehen, ob Mergenj das Hemdchen nicht dagelassen habe, das sie ihr geraubt.



VI.

In der Nacht, wenn die Sonne nicht wärmt, und der wolkenlose Himmel die Ausdämpfung nicht hindert, verdichtet sich der Atem der Seen bei der Berührung mit dem noch zurückgebliebenen Eise, schlägt nieder und hüllt die Umgegend in schneeige Nebel. Die spinnwebgleichen Streifen derselben, die Strähnen, Fetzen und Flocken, die kraus sind, wie ein Widderfell und luftig, wie feiner Rauch, hängen entweder in der Luft, als wären sie in augenblicklicher Ruhe erstarrt, oder sie wiegen sich schlaftrunken in dem tiefen Schweigen des Morgens.

Durch die milchweiße Flut schimmert das Festland gleich dunkeln, undeutlichen Flecken, und die Wipfel der Wälder erheben sich in die graue Luft, wie wunderbare Inseln voller merkwürdiger Pflanzen, die weder Grund noch Wurzeln haben. Es ist still und weiß, wie ein Winter, aber zugleich warm, und die starre Regungslosigkeit der kalten Jahreszeit ist einem wunderflüchtigen

Weben und Schweben gewichen. Hin und wieder verliert eine tauende Eisscholle das Gleichgewicht, fällt knirschend und wirbelnd ins Wasser und durch die Öffnungen, die ihr Fallen in den Nebel gerissen, blitzt die silbernschwarze Flut des wogenden Sees. Hin und wieder zieht ein unsichtbarer Entenschwarm quakend vorbei, und man hört sie irgendwo Nahrung suchen und im Schutze des milchweißen Nebels fröhlich plätschern. Die Luft ist entvölkert. Die Adler, die Sperber und die Möwen schlummern in ihren taubeperlten Schlupfwinkeln. Am bleichen Himmel flimmern bleich die Sterne, die Morgenröte flammt immer greller und streift die Nebel mit rosenrotem Licht. Ihre Farben werden immer kräftiger, immer saftiger, ergießen sich immer weiter über den Horizont, bis sie ihn, dicht über der nebeligen Ebene mit einem gleichmäßigen, rubinroten Ringe umfassen.

Nun werden Nebel und Luft von ihnen durchdrungen, rot gefärbt und aus dem Schlummer geweckt. Am Scheitel des Morgenrots, wo die hellsten Feuer glühen, wo sich Granaten, Gold und Topasen zu einem wunderbaren Diadem verbinden, flammt plötzlich ein blitzender, rascher Strahl am Himmel auf. Die Sterne verlöschen; ein leichter Wind bringt die Nebel ins Schwanken; dem zum Zenith aufstrebenden Strahl folgen

goldige Federkiele und ganze Strahlengarben, und endlich schwebt die Sonne von dem flammenden Diadem gekrönt empor. Die Nebel zerfließen, die Seen erglänzen, die hellgrünen, frühlingsfrischen Ufer lächeln anmutig, die Vögel stimmen ihre Gesänge an. Der Wind treibt die Eisschollen über die noch mit einer leichten Nebelschicht bedeckten Wasserflächen. Sie wiegen sich im Schwimmen, poltern und blitzen im Sonnenschein. Und so ist es jeden Morgen, bis das Eis ganz geschmolzen ist.

Die Einwohner der Jurte pflegten das Haus bei nebeligem Wetter nicht zu verlassen, denn die feuchte Luft verdoppelte ihre Schmerzen. Aber diesmal überwog die Neugierde, und Wildbach machte sich noch vor Sonnenaufgang auf den Weg, um nach der Reuse zu sehen, die schon am vorhergehenden Abend ausgelegt worden war. Byterchaj, seine treue Gefährtin, trippelte ihm nach. Schlaftrunken und wortkarg verfolgten sie im Nebel die bekannte Spur. Von den Seen und der Tajga her schlugen die Stimmen des erwachenden Tages an ihr Ohr.

— Sag', Wildbach, und wenn wir so viel Fische fangen, daß wir sie nicht zwingen können, was dann? — flüsterte Byterchaj, die vor Kälte zitterte, leise.

— So was darf man nicht sagen! Kein

Fischer tut's! Sei nur unbesorgt! wir werden uns schon Rat schaffen . . . Wenn Gott nur welche schickt.

— Mir graut in diesem Nebel . . . Immer ist mir's, als stehe dort jemand. Wildbach, sieh nur, wirklich, dort steht jemand . . . Mein Lieber, mein Silberner, gib mir die Hand, gib mir wenigstens einen Finger . . . Ich fürchte mich so sehr . . .

Der Fischer streckte den Arm gutmütig hinter sich und reichte ihr einen Finger; sie konnten nicht nebeneinandergehen, denn der Pfad war zu schmal.

— Wildbach, steht dort nichts?

— Nein.

— Aber ich höre es gehen . . . Hörst du, wie es knistert! . . . Oh, mein Gott! wie es lacht! Das muß wohl der Teufel sein!

— Sei ruhig! das ist ein Taucher, der kichert so.

Sie waren nicht mehr weit vom Bache entfernt. Das sagte ihnen das eintönige Rauschen des dahinfließenden Wassers. Plötzlich blieb Wildbach stehen und lauschte. Byterchaj drängte sich dicht an ihn.

— Was ist los? Was hörst du?

— Es geht wirklich jemand auf unserem Damme. Hörst du, wie die Dielen auf den Stegen ächzen? — flüsterte er ihr zu.

Das Mädchen kauerte sich vor Schreck nieder. Der Jakut sah aufmerksam in den weißen, geballten Dunst. Nach einer Weile begann er die dunkleren Umrisse der Bäume zu unterscheiden, die sich dem hellen Abgrunde zuneigten.

— Da ist der Bach, — flüsterte er.

Der Nebel schwankte an dieser Stelle und schwebte hin und wieder, als zerrte jemand an seinem Saume; dann hob er sich und zerriß in Fetzen, die von den wechselnden Wogen des Flüßchens fortgeführt wurden. In einem solchen Augenblick gewahrte Wildbach die Pfähle des Dammes, den Steg, und auf diesem eine dunkle, große, undeutliche Gestalt, die sich über das Wasser beugte. Zu gleicher Zeit wurde wieder ein Plätschern und Knarren hörbar und dann ein lautes Schnaufen.

— Ein Bär! — flüsterte er erschrocken und wich zurück. Byterchaj sah ihm in die Augen.

— Still! daß du dich nicht unterstehst, zu schreien . . . Sonst frißt er uns beide!

Ganz langsam und behutsam kehrten sie erst um, dann aber rannten sie pfeilgeschwind dem Hause zu.

— Wenn sich nur der Nebel nicht senkt. Vorwärts, Byterchaj, vorwärts, — spornte er das voranlaufende Mädchen an.

— Ein Bär! — schrie er, atemlos in die

Jurte stürzend. — Oh, bin ich müde! Ich hab' nicht gewußt, daß ich noch so stramme Beine habe!

— Wo ist ein Bär!

— Na, er nimmt uns die Fische aus der Reuse. Er steht auf dem Stege, so groß, wie eine Wolke, und wirtschaftet da herum . . . Wenn er nur die Pfähle nicht umwirft! . . .

— Was sollen die uns noch? Jetzt, da er hingefunden hat! . . . Es ist, als hätten wir keinen Damm mehr . . . Unsere Arbeit ist futsch, — jammerte Gregor.

— Unsere Arbeit ist futsch! . . . — wiederholten Anka und Kutujachsyt traurig.

— Er wird aufpassen und uns nicht heranlassen, und das Schlimmste ist, er wird auch in die Jurte, in die Speisekammer kommen. Jetzt sind sie hungrig . . . es gibt noch keine Kräuter, keine Beeren . . . die kleinen Enten, Rebhühner und Hasen sind auch noch nicht gewachsen . . . Er wird sich an unsere Fische halten, da er schon einmal hingefunden hat . . .

In großer Angst blieben sie den ganzen Tag über zu Hause und unterhielten ein großes Feuer. Die Kleine sah oft zur Tür hinaus und kehrte mit dem freudigen Flüstern zurück:

— Er kommt nicht . . . 's ist nichts zu hören!

— Wenn er nur Mergenj nicht aufgefressen

hat. Eine einsame Frau kann ein Bär leicht auffressen — meinte Kutujachsyt.

— Warum ist sie fortgelaufen! — eiferte Wildbach. — Aber es wäre doch schade um sie! Sie hätte eine tüchtige Arbeiterin abgeben können.

— Er wird ihr nichts anhaben! In der Nacht wird sie Feuer brennen, und bei Tage wird er nicht kommen. Mergenj hat das Boot, hat Netze, das ist ganz was anderes.

— Pah, wenn wir ein Boot hätten! dann könnte man hinfahren und von weitem nachsehen. Schwimmen kann e r zwar, aber man kann sich doch in Sicherheit bringen. Was meinst du, Gregor! wenn wir uns schnell ein Boot aus Birkenrinde machten, wie die Tungusen?

— Wo willst du in der Eile so viel Birkenrinde hernehmen? . . . Es wäre schon besser, Anka ginge und bäte die Menschen . . . Sie könnte sich auch nach den Kühen erkundigen . . . Sie werden sie doch nicht gleich totschlagen . . . und so müssen wir alle sterben.

Anka schwieg erschrocken und niedergeschlagen.

Am folgenden Tage wurde der Hunger unerträglich; trotz ihrer Angst machten sich Gregor und Wildbach auf den Weg, um irgend etwas zu essen zu holen.

— Seht sie an! wo sie sich niedergelassen hat! die Menschenfresserin! . . . siehst du? dort auf

der Insel! — sagte Wildbach unterwegs und wies nach dem Großen See.

Gregor antwortete nicht gleich; er blickte lange und aufmerksam nach dem grünen Kranze eines Wäldchens, das einsam über die blauen, sonnenvergoldeten Fluten ragte. Ein blauer Rauch schlängelte sich über seinen Wipfeln. Wildbach hatte richtig geraten: dort war die Behausung Mergenjs verborgen.

— Von da aus kann sie alles deutlich sehen. Uns hat sie in der Nähe, und wir können nicht zu ihr gelangen. Aber wart' nur! Über kurz oder lang mach' ich mir doch ein Boot und dann hol' ich mir meine Netze . . . Ich werde schon aufpassen und werde sie auffinden und zurückholen, — drohte Wildbach.

— Natürlich ist sie's! — pflichtete Gregor bei. — Sie hat gut gewählt; dort wird's nicht viele Mücken geben. Na, laß sie dort sitzen! Wir werden Kühe bekommen . . . Anka wird hingehen . . . Sie muß durchaus hingehen . . . dann machen wir Heu. Ist uns jetzt nicht wohl, ohne Zank und Streit! Bis dahin war man in ewiger Angst . . . Ich kann's nicht leiden, wenn sich die Weiber zanken . . . Mag sie dableiben . . . — fügte er nachdenklich hinzu.

Ihr Ausflug war leidlich ergibig gewesen: sie hatten einige Entennester mit Eiern gefunden,

die zwar angebrütet waren, aber immerhin etwas „zu essen" abgaben.

Das Resultat flößte ihnen Mut ein und am andern Tage gingen sie um die Mittagsstunde ans Flüßchen. Den ganzen Weg schrie Wildbach und trommelte auf einer alten Bratpfanne; Gregor schrie auch und schwang eine brennende Fackel. Wildbach, der voranging, sah sich oft nach seinem Begleiter um, und dieser schaute dann weg und verbarg sein erbleichendes Gesicht.

— Na, sag's nur gerade heraus! Du wirst mich im Stich lassen, wenn e r kommt! — sagte der Fischer endlich.

— Ach, ich glaub's fast! — gab Gregor zu. — Das Herz klopft mir bis an den Hals.

— Dann wird e r mich fressen, das ist umsonst, denn meine Füße werden mich nicht weit tragen. Weißt du, wir wollen lieber nicht hin! Oder laß uns den Wald anzünden.

Sie versuchten den Wald anzuzünden, aber das feuchte Gras wollte nicht Feuer fangen.

— Komme, was da will, — faßte Wildbach einen mutigen Entschluß, warf den Kopf auf und ging lärmend vorwärts.

Am Flusse war alles ruhig. Die Sonne vergoldete das grünliche, schnell dahinfließende Wasser; die Weiden und die zwerghaften Erlen spiegelten sich darin, indem sie sich tief vom Ufer

herabneigten; das schwarze Netz der Stege warf bewegliche Schatten und um jeden Pfahl wand die Strömung eine schäumende Schlange.

Die Jakuten lauschten, ob nicht irgendwo ein Knarren zu hören sei, dann machten sie Feuer an. Bald überzeugten sie sich, daß ihr Damm zerstört und die Reuse fort war.

— Die verfluchte Menschenfresserin! Sieh, das ist ja mit dem Messer zerschnitten! Was haben wir ihr nur getan? — rief Wildbach, der zuerst an den Steg getreten war.

— Was hast du denn geredet, daß ein Bär hier war? Was hast du geredet . . . und uns alle hungern lassen? — sprach Gregor ärgerlich.

Wildbach kraute sich hinterm Ohr.

— Es war so schwarz . . . Nein, im Nebel gehe ich nie wieder hinaus! — flüsterte er. — Und da ist der Korb! Er hat sich in den Weidenwurzeln gefangen . . . Sie wollte ihn den Strom hinabschicken . . . Nicht mal die Fische hat sie genommen . . . Sie faulen in der Reuse! Oh, die Teufelin! Was haben wir ihr nur getan? Aber der Damm ist nicht sehr beschädigt, nur ein Bretterfeld hat sie herausgerissen . . . Ich muß sie erschreckt haben! . . .

— Na, und ob! Du hättest sie sicher ins Wasser geworfen, wie die Reuse . . . hättest kein Erbarmen gehabt! . . . — spottete Gregor.

— Eeh! wer weiß! vielleicht hätt' ich mich doch besonnen ... Ein starkes Weib! ... Aber ich wäre doch am Ufer geblieben und hätte geschrieen! — gestand Wildbach, der seine gute Laune schon wiederhatte.

Sie zogen die Reuse aus dem Wasser und besserten den Schaden aus. Dann lagerten sie sich am Feuer und warteten, bis sich einige Fische gefangen hätten.

— Ach! — seufzte Wildbach und blickte zum Himmel auf. — Die Weiber sind, wie die Worte im Rätsel. Niemand weiß, was sie wollen. Eins weiß ich aber, Gregor, es ist nicht um meinetwillen, daß sie sich an der Reuse rächt.

Gregors Gesicht verfinsterte sich.

Als einige Fische im Korbe waren, beschlossen sie, Wildbach solle damit nach Hause gehen und Anka mit einer Decke und einem Felle zum Lager zurückschicken, denn Gregor wollte diese Nacht am Wehre wachen.



VII.

Der Himmel war verschleiert, obwohl keine Wolken daran zu sehen waren. Die bleiche, rötlich-gelbe Sonne stand niedrig über den Wassern. In ihrem trüben Lichte flimmerten die grauen Wogen, die sich mit leisem Plätschern an den Ufern brachen, wie blindgewordenes Kupfer. Die mannigfaltigen Stimmen der Seen flossen in das sanfte Säuseln der Gräser und das leise Rauschen der Bäume und schwebten über die einschlummernde Erde hin. In der schwülen Luft strichen frischere Windzüge hin und wieder. Das Feuer glimmte kaum und der bläuliche Rauch brütete träge dicht über der Glut. Summend mieden die noch vereinzelten Mücken die Flamme und den Dunst und kreisten hinter Anka und Gregor, die nebeneinander am Feuer saßen.

— Ich seh's wohl, Gregor, ich muß zum Fürsten gehen, zu den Menschen, aber — ich fürchte mich, ich kann's dir nicht sagen, wie sehr ich mich fürchte. Ich weiß noch . . . ich war noch

ganz klein, als so einer zu uns kam und mit Gewalt in die Jurte wollte, und der Vater umfaßte seinen Hals mit einer Heugabel und ließ es nicht zu . . .

— Du mußt auch nicht in die Jurten gehen, rufe nur von weitem . . . Vielleicht geben sie dir etwas . . . Sie müssen dir was geben. Unser ganzes Hab und Gut ist ja dageblieben.

— Oh! mein Gott! ja! . . . — seufzte die Frau. — Die Bunte hat gewiß ein hübsches Kalb. Er hat kein Gewissen, der Ohnenase!

— Was ist da viel von Gewissen zu reden! Wenn die Menschen einander nicht vor Augen haben, denken sie immer, den anderen geht's besser . . .

— Weißt du, Gregor, ich hab's mir auch nicht träumen lassen, daß es hier so traurig ist . . .

— Tut's dir leid? . . .

Anka schwieg.

— Ach nein! . . . Was hilft das Leidtun, wenn man's nicht ändern kann? Wenn uns die Hexe nur in Ruhe lassen wollte . . . Vielleicht schenkt uns Gott ein Kind . . . Wir werden's erziehen und es wird uns pflegen, wenn wir alt sind . . . Vielleicht bleib' ich gesund und auch unsere Geschlechter wachsen gesund auf . . . Die „furchtbare Herrin“ ist launenhaft und umgeht

oft, was sie in der Nähe hat, um das Ferne zu suchen . . . Dann wird vielleicht, wo man jetzt nur Stöhnen hört, auch zuweilen fröhliches Lachen erschallen . . . Die Jurten werden sich bevölkern, sie werden neue Häuser bauen, ein Volk wird erstehen . . . Und sollte es auch sterben, wie wir, so wird es doch wenigstens eine kurze Zeit leben . . . Ist denn das Alter süß, selbst dort, in der Welt? . . . Die Alten sind überall krank und gebrechlich, und die Jungen genießen das Leben . . . Ich möchte so gern ein Kind haben, Gregor!

— Was sollen uns die Kinder? . . . Wo's kein Vieh gibt, gibt's auch kein Volk. Du siehst ja, wie's mit unseren Fischen steht . . . Um Fische zu fangen und das Tier zu jagen, muß man starke gesunde Glieder haben . . . Wenn wir wenigstens einträchtig zusammen lebten . . .

— Und was fehlt ihr nur? . . . Was will die Teufelin von uns? . . .

Sie wandte sich schnell um, denn Gregor sah plötzlich mit wunderlichen Augen nach dem Flusse und wandte den Blick nicht mehr davon. Im blutigen Glanze der Abendröte stand Mergenj in der Mitte des Wassers in ihrem Boote. Die Strömung trieb sie dem Damm zu, und das lange Ruder ins Wasser tauchend, durchforschte sie die Ufer mit Habichtsblicken.

Sie wurde ihrer gewahr, stieß einen Schrei aus, setzte sich nieder und kehrte auf der Stelle um. Dann lenkte sie die Pirogue dem See zu. Sie sah sich noch von weitem um und drohte ihnen mit der Faust.

— Ah, die Teufelin! Was will sie nur? . . . — brach Gregor das Schweigen. — Aber nun kommt sie sicher nicht mehr . . . Jetzt kann man sich schlafen legen! Willst du nach Hause gehen, Anka . . . oder bleibst du hier? . . . Denn es wird gewiß kalt werden in der Nacht.

— Ich will hier bleiben . . . — sagte Anka nach kurzem Nachdenken — wenn du nichts dagegen hast, bleibe ich hier.

Der Fang war unerwarteterweise sehr ergibig. Meistens kamen ungeheure, grünliche Hechte mit roten Schwänzen und Kiemen in die Reusen. Den ganzen Tag über waren die Einwohner der Jurte damit beschäftigt, die Fische auszunehmen, zu spülen und zum Räuchern bereit zu machen. Selbst Kutujachsyt hatte sich aus dem Hause geschleppt und ließ die fetten Eingeweide der Hechte mit Byterchaj um die Wette auf den Kohlen braten. Niemand wehrte ihnen, denn sie häuften ganze Stöße davon an. Abends trugen die Frauen die Beute mit Gregor nach Hause, denn dort war es leichter, sie ins Trockene zu bringen, falls es regnen sollte.

Wildbach blieb zurück, um die Reuse zu bewachen.

Mergenj hatte sich nicht genähert. Sie sahen sie nur einigemal gleich einem schwarzen Punkt, weit weg, auf dem See rudern.

So vergingen mehrere Tage. Der Reichtum an Fischen nahm zwar nicht ab, aber die Mückenschwärme wurden immer zahlreicher. Der Aufenthalt an den sumpfigen Ufern des Flusses wurde zur wahren Qual. An stillen, trüben Tagen besonders drohten die Insekten die Fischer zu ersticken. Sie drängten sich in die Augen, krochen in die Nase, ließen nicht zu, daß sie den Mund öffneten. Der Körper schwoll unter ihren Stichen und bedeckte sich mit Wunden. Sie konnten ihr Lager am Flüßchen nicht länger behaupten.

— Jetzt wird sie nicht kommen . . . Sie weiß wohl selbst nicht, wo sie sich vor dieser Plage lassen soll, — beschwichtigten sie ihre Bedenken, wenn sie Mergenjs gedachten.

Jeden Tag ging einer der Männer nach der Reuse sehen und kehrte mit einem Korb voll Fischen heim. Von dem flachen Dache der Jurte schaute Byterchaj regelmäßig nach ihnen aus.

Er kommt, er kommt!
Auf dem Rücken hat er einen Korb,
Und der Korb ist voller Fische . . .

sang sie mit ihrem dünnen Stimmchen . . . Aber eines Tages verstummte sie plötzlich und kam atemlos in die Jurte gelaufen:

— Er kommt nicht . . .

— Was soll das heißen: er kommt nicht? Wir hören ja seine Schrite draußen.

— Mergenj . . . — stammelte ihr erbleichter Mund.

Alles strebte der Tür zu. Gregor faßte die Axt. Aber auf dem Wege war außer Wildbach niemand zu sehen; er ging sehr schnell, fuchtelte zornig mit den Händen, und sein Korb war leer, aber jedenfalls war er es, und nicht diese Teufelin; es müßte denn nicht mit rechten Dingen zugehen, oder — verfolgte sie ihn?

— Bist du's, Wildbach?

— Ja! warum fragst du? Das verfluchte Frauenzimmer hat ein Bretterfeld ausgebrochen und die Reuse versenkt . . . Ich hab' das Ding nicht mal wiederfinden können.

Verzweifelt schlugen sie die Hände zusammen.

— Und daß sie noch Lust dazu hat, trotz der Mücken.

— Was macht die sich aus den Mücken! Sie hat das Boot, kann das Kohlenbecken vor sich aufhängen und dann im Rauche drauf losfahren, als wäre sie zu Hause . . . Die hat's besser als wir. Oh, die nichtswürdige Schurkin!

Die Männer bewaffneten sich in aller Eile, so gut sie konnten, und gingen fort, um die Reuse zu fangen und den Damm auszubessern. Ihre Aufgabe war nicht leicht. Trotzdem sie Brände in den Händen trugen und dieselben um ihre Köpfe schwenkten, überfielen sie die Mücken in dichten, dunkeln Schwärmen und stachen sie unbarmherzig, indem sie durch die Kleider bis an den Körper drangen. Die Reuse fanden sie weitab, in der Mitte des Baches im Dickicht der Wasserpflanzen stecken. Sie mußten also umkehren und das Floß holen. Endlich war der Korb geborgen; sie verstopften das Loch im Wehre und stellten die Reuse wieder an ihren Platz. Gregor, als der Stärkere blieb auf der Wacht.

An Schlafen war nicht zu denken. Er zündete also in einiger Entfernung vom Flüßchen — um die Fische nicht zu verscheuchen — einen großen Kranz von Feuern an, setzte sich in die Mitte, kochte sein Abendessen und summte ein Liedchen, um sich die Zeit zu verkürzen. Jenseits des Feuers sausten und wogten die Schwärme der aufgebrachten Insekten. Der Jakut hielt oft in seinem Gesange ein und horchte dem eintönigen Brausen des Gesummes, in das sich das Rauschen des Baches mischte. Sonst war nichts zu hören und er schloß die geröteten Augen, die der Rauch

mit Tränen füllte und summte ein Liedchen, das so einfach klang, wie das Brodeln des Wassers in seinem Kessel. Plötzlich knackte ein getretener Zweig in der Nähe. Er öffnete die Augen und griff nach seinem Messer. Im grauen Dämmerschein der Nacht stand wieder Mergenj.

— Du willst mich totschlagen, Gregor . . . Hast du schon vergessen, wie du mich geliebt und gehätschelt hast?

— Damals warst du nicht die Hexe, die du heute bist . . . Warum quälst du uns so und willst uns zu Grunde richten? . . .

— Ach, du bist immer dumm gewesen, Gregor . . . Laß mich näher kommen; ich will wieder wie einst neben dir auf dem Lager sitzen, dein Abendbrot teilen und mit dir plaudern. Du bist stärker als ich, und ich habe keine Waffe bei mir . . . Wenn du willst, zieh' ich auch die Kleider aus; du sollst nicht denken, ich verberge was darin.

Schnell knöpfte sie die Pelzjacke über der Brust auf, streifte sie ab und bog sich halbnackt aus dem Rauche zu ihm hinüber. Gregor überlegte noch. Aber sie wartete die Antwort nicht mehr ab, sondern sprang gewandt über das Feuer und setzte sich neben ihn auf das Renntierfell.

— Nun sind wir wieder beisammen, wie vorm Jahre. Aber schau, Gregor, wie fett ich

in diesem Jahre bin, wie das Blut meinen Körper schwellt.

Sie ergriff seine Hand und drückte sie an ihre runde Brust.

— Fische hab' ich, so viel ich will. Auch andern hab' ich die Netze geraubt . . . Ich schade nicht nur euch . . . Was hätt' ich davon? Ihr seid wie die Würmer. Euch hab' ich geschadet, denn ich wollte, du solltest kommen . . . Das Leben bei euch hatte ich satt; ich wollte eure Wunden nicht mehr sehen, euer Stöhnen nicht hören . . . Gregor, du bist noch gesund, dein Leib ist heil . . . Wir könnten uns das Leben so schön zusammen einrichten! Wir könnten ein rundes Haus bauen, eine erdgedeckte Urasse. Du würdest im Kühlen sitzen, und ich würde Beute zusammentragen . . . Ich kenne alle Fangstellen in der ganzen Umgegend, und mich kennen sie auch . . . die Gemeinde wird mir geben, was ich verlange . . . sie wird mir Kühe geben, — alles, was ich will, damit ich nur aufhöre, zu ihnen zu kommen.

— Oh, nein! Eher würden sie uns totschlagen . . . Wenn dir die Gemeinde wirklich Kühe geben wollte? Bah! das tut sie aber nicht . . . Dir gehört ja nichts . . . Dein Mann hat alles genommen und ist fort, ins „Gouvernement" gezogen.

— Es wird uns auch ohne Kühe gut

gehen . . . Wenn ich dich habe, werde ich alles finden . . . Ich werde dich in kostbare Pelze kleiden; ich werde Füchse, Hasen, Wölfe und wilde Renntiere fangen . . . Ich werde Fallen stellen und Fangstricke legen. Alle Tage sollst du Fleisch essen, das beste Fett, das Mark der Knochen . . . Und ich werde so gut sein, so gut und süß, wie die Beeren, die der Frost berührt . . . Ich bin böse, denn ich habe niemand . . . Wenn ich in der Welt herumgehe und diese Menschen seh', die im Kühlen schlafen, die lachen und sich satt essen, und Kinder und Vieh haben . . . oh, dann brennt's mir so bang in der Seele, daß ich etwas zerstören, vernichten muß . . . Mögen sie auch wissen, was Tränen sind! Aber an deiner Seite werde ich sanft und still sein . . .

Sie drängte sich immer dichter an ihn und wärmte seinen Arm mit ihrem nackten Leib.

— Du hast doch ein Kind gehabt! Wo hast du's gelassen? — fragte der Mann mit heiserer Stimme. Sie zuckte zusammen und wich zurück.

— Bei Gott, es ist von selbst gestorben! — schrie sie auf. — Also so bist du? Nicht mit der Wimper hast du gezuckt, um mir einen Lumpen zu verschaffen . . . Du hast nicht mal dran gedacht, dein eigen Fleisch und Blut anzusehn und jetzt . . . Rede mir wenigstens nichts vor, mach'

mir nichts weiß! . . . Du hast meinen Leib satt . . . Die junge Frau hält dein Herz gefangen, denn sie ist jung, sie ist frisch! Stell' dich nicht an, als wärest du so gut . . . Hast du mir je Wasser gereicht, wenn ich in der Nacht vor Durst umkam? Hast du je etwas aus freiem Willen getan? Immer muß man dich antreiben: Gregor geh': Gregor, tu' das; Gregor, dies ist deine Arbeit! Du bist wie ein kalter gefrorener Eisblock . . . Ich mußte dich lieben, wie du bist, denn hier gibt's niemand andres, aber Anka, diese dumme Anka! . . .

Ihr Gesicht verzerrte sich, ihre Augen nahmen einen schlangenartigen Glanz an, und ihre Lippen bebten und ließen die weißen, scharfen Zähne durchschimmern. Gregor streckte beide Hände wie zur Abwehr vor:

— Geh' schon, geh'! . . . Du bist noch mal imstande, einen erwachsenen Menschen totzuschlagen und aufzuessen . . .

Sie sprang auf und stieß den Kessel mit dem Abendessen um.

— Verfaule, du verfluchter, angefaulter Kerl! Und morgen fange an! Daß ihr's wißt: jetzt hab' ich kein Erbarmen mehr mit euch! . . . Und wenn ihr alle krepiert seid, wenn ihr gestorben und verdorben seid, dann fang' ich mir einen Burschen — stehle mir einen! Und wenn's

nur ein kleiner ist . . . ich werd' ihn mir schon großziehen . . . Ich bin noch jung . . . Meinst du, du ekelhafter Leichnam, du bist ein Schatz? Weil die wahnsinnige Hexe, eine Frau, die niemand haben wollte, dir nachgelaufen ist, bildest du dir gleich Gott weiß was ein . . . Verderben sollst du und elendiglich umkommen! Ich will euch alle zu Tode quälen, daß euer Fluch samt euch von der Erde schwinde! . . . Dann werde ich fortgehen — weit weg von hier . . . Niemand kann mich zwingen, an den vergifteten Orten zu leben! Verkommen sollt ihr! Der Hunger soll eure Eingeweide umwälzen, daß ihr nach dem Fleische der alten Kutujachsyt lechzt, daß ihr ihre verfaulten Sehnen wie Butter verschlingt, ihre alten Knochen wie Zucker beleckt und aufhört, andere Unglückliche zu mißhandeln.

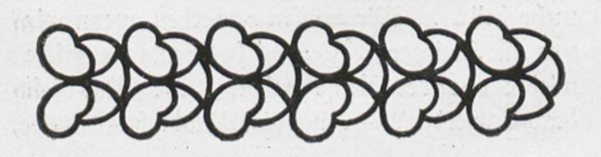
Gregor sprang auf, denn in Mergenjs Augen zuckten plötzlich unstäte, furchtbare Blitze; er setzte den Fuß auf die Axt, die neben dem Lager lag und ergriff sein Messer. Die Frau sprang über den Feuerwall zurück.

— Du hast Angst — lachte sie, — du hast Angst! . . . Oh, du Held aus dem Märchen, der sich von dem Kochlöffel einer Frau zudecken läßt . . .

Sie schleuderte einen Brand nach ihm und verschwand. Gregor lauschte noch eine Weile,

ob sie nicht zum Damme gegangen sei; er nahm sogar einen Brand und die Mücken abwehrend, schlug er den Weg zum Bache ein. Auf dem See, über dem weißen Nebelschleier schwankten Kopf und Arme der kräftig rudernden Mergenj und unter ihr schwankte in undeutlichen Umrissen der schwarze, langgestreckte Fleck der Pirogue. Endlich waren beide in dem trüben, grauen Dunkel verschwunden.

— Gott bewahre mich vor diesem Weibe! Sie ist ja das reine Mannweib! Was fang' ich jetzt an? Das Essen hat sie mir ausgeschüttet und es ist noch zu früh, die Reuse auszunehmen . . . Daß sie das Donnerwetter! Sie hat mir gesagt, daß ich Angst habe . . . 's wird wohl stimmen . . . Wenn ich sie küssen wollte, würde sie mir noch den Mund abbeißen . . . Kann man denn wissen, wie man mit ihr dran ist? Sie ist gekommen, um zu bitten, und dann hat sie mir das Essen ausgeschüttet! . . . — brummte Gregor, indem er versuchte, den Rest des gekochten Fisches aus dem Feuer zu retten.



VIII.

Einige Tage darauf öffnete sich die erste größere Wunde auf Gregors Hand. Er glaubte steif und fest, Mergenj habe ihn behext und versicherte auch die anderen, das sei der Grund seines Ungemachs.

— Woher käme sonst das Loch so plötzlich? Es ist noch nicht so weit. Sie ist eine Hexe . . . Ich fühle ihren Blick noch immer! Und die Hitze begann auch da, wo sie den Kopf an mich gelehnt . . . Oh! ich armer, armer Mann!

Er legte sich hin, stöhnte und wollte nichts mehr tun.

— Gregor, wie kannst du dich gleich so gehen lassen! Du darfst nicht erlauben, daß „sie" dich gleich bezwingt. Meine Füße sind ja auch nicht mehr heil . . . Wir müssen verderben, wenn wir uns alle hinlegen! Mergenj hat heute die Fische wieder aus der Reuse geholt . . . Was soll daraus werden? — mahnte Wildbach.

— Mir ist's egal! Ihr seid an allem schuld . .

Mergenj aber strich, nun sie Gregor nicht mehr sah, immer kühner um die Jurte herum. Zuweilen schien sie hereinkommen zu wollen. Einmal sprach sie sogar Byterchaj an, als sie dieselbe beim Reisigsammeln im Walde traf.

— Was ist mit Gregor geschehen? . . . Warum geht er gar nicht aus? Was ist bei euch los?

Das Mädchen erbleichte, wurde ganz starr und sah die Menschenfresserin sprachlos mit weitgeöffneten Augen an.

— Warum antwortest du nicht, dummes Balg! . . . Ich werde dich doch nicht fressen! — schrie sie los; dann spuckte sie plötzlich aus und verschwand im Gebüsch.

— Sie hat gesagt, noch würde sie mich nicht fressen . . . Aber im Winter wird sie's wohl tun . . . — sagte das Kind, indem es Wildbach den ganzen Vorfall erzählte.

— Gott gebe, daß die anderen es nicht jetzt tun müssen. Ich weiß wirklich nicht, was aus uns werden soll. Jetzt müssen wir die gedörrten Fische verspeisen, und niemand denkt daran, was wir im Herbste essen werden. Du müßtest denn zu den Menschen gehn, Anka, und holen, was dir gehört. Sie müssen's dir geben . . . Du hattest

zehn Stück Vieh, also müßten sie mindestens zwei davon abgeben.

— Wie kann ich jetzt gehen, wo's so viele Mücken gibt!

— Ach was, Mücken! Jedes Kind weiß, daß sie um Peter und Paul ihren Stachel verlieren. Sie summen mehr, als sie stechen . . . 's ist wahr, der Weg ist weit, aber an einem windigen Tage kann man schon gehen . . .

— Nun, wir wollen sehen . . . Jetzt haben wir noch zu essen . . . Vielleicht schicken sie die Kuh von selbst . . . Ich hab' ihnen doch sagen lassen, ich will das Meine wiederhaben — wehrte sich Anka.

— Lass' sie in Ruhe . . . Sie wird gehen, wenn's Zeit ist. Die ist nicht so, sie macht keine Ausflüchte. Und jetzt könnten sie die Mücken wirklich ersticken . . . Lass' sie noch etwas abnehmen . . . — verteidigte Gregor seine Frau.

— Gib lieber auf die Reuse acht; vielleicht gelingt es dir doch, diesem Teufel etwas vor der Nase wegzunehmen.

— Sieh da, wie klug du bist! . . . Warum gehst du denn nicht selber? . . .

— Höre, Wildbach . . . Was hast du noch zu verlieren? Nichts! Sie hat dich schon durch und durch gefressen. Und ich habe nur eine ganz kleine Wunde. Vielleicht heilt die wieder zu.

Hab' Mitleid mit mir, lass' die Hexe mich nicht ansehn . . . lass' sie mich nicht mit ihren Augen stechen . . . Erbarme dich!

— Versteht sich! . . . Auf der faulen Haut liegen . . . — brummte Wildbach; aber trotzdem ging er an den Bach und saß oft den ganzen lieben Tag da, um Mergenj zuvorzukommen und den Fang an sich zu nehmen, sobald er im Korbe war.

Eines Tages kam er sehr aufgeregt nach Hause.

— Sie hat alles genommen, in meiner Gegenwart hat sie's genommen . . . Im Kahne kam sie geradenwegs auf den Damm zu, trat auf den Steg und band die Reuse los . . . Ich schrie sie an, aber das half nichts . . . Da fing ich an, mit Stöcken nach ihr zu werfen . . . „Ech!" sagt sie, „hör' auf, sonst komm' ich ans Land und bläue dich durch!"

— Und was hast du darauf gesagt?

Ich versuchte ihr ins Gewissen zu reden, aber hat die ein Gewissen! Die Reuse brachte sie wieder an ihren Platz. „Die gehört mir," sagt sie, „und wenn du hier herumschleichst, dann will ich dich fangen und dir deine Beine abhauen!" Hat man so was gehört! Jetzt sind ihr meine armen Beine im Weg! . . . — schrie er erbost.

— Nein, allein geh' ich nicht wieder hin ... Anka muß mitkommen, wenn du nicht willst, Gregor ...

Der Jakut setzte sich auf seinem Lager aufrecht und sah ihn mißtrauisch an.

— Mag sie gehen, wenn's ihr gefällt. Ich bin krank, — sagte er scheinbar gleichgültig.

— Ich will schon lieber zur Gemeinde gehen. Ich will gehen, so wie es windig wird ... — sagte die junge Frau schnell.

— Ja, geh', Anka, geh'! — rief Wildbach lebhaft, — bitte um ein Netz, um ein Boot.

— Erzähle der Gemeinde alles. Mögen sie wissen, daß wir hier umkommen, daß uns die Hexe ans Leben will, — stöhnte Kutujachsyt.

— Und bitt' auch um die Kühe, — fügte Gregor hinzu. — Sie müssen sie hergeben, sie gehören uns doch, sie sind doch unser Eigentum. Sag' ihnen, wenn nicht anders, kommen wir sie alle holen ...

— Haben wir erst wieder ein Boot und ein Netz, — sprach Wildbach weiter, — dann werde ich schon solche Winkel ausfindig machen, daß die Hexe den Teufel fressen soll, ehe sie was findet ... Ich stehe euch mit meinem Kopfe dafür ... Mag sie toll werden, mag sie sich die Beine abrennen, aber überzeugen muß sie sich, daß es welche gibt, die schlauer sind, als

sie . . . Ho! ho! Mann bleibt immer Mann, das ist doch was anderes, als so ein Frauenzimmer! Mit dem Boot und dem Netz in der Hand werden wir ganz anders reden . . . Man fährt, wohin man will, man wirft das Netz aus, wo's einem besser gefällt . . .

— Aber ich möchte Byterchaj mitnehmen, — unterbrach ihn Anka. — So ganz allein ist's doch zu grausig . . . Wenn ich die Kleine bei mir habe, müssen sie mich schonen, denn wer würde sie sonst wieder herbringen . . . Und ihr Herz wird auch eher gerührt . . .

— Nun, Byterchaj, willst du mit?

Das Mädchen war hinter den Ofen geschlüpft und antwortete nicht.

— Dort wirst du Menschen sehen, und Kinder . . . echte Jakuten . . . vielleicht kommt ihr gar zum Fürsten.

— Dort wirst du Menschen sehen . . . Geh', Kind, dort wirst du sehen, wie wir einst gelebt haben . . . Die weite, fröhliche Welt . . . Hunde und Pferde und Kühe, — zählte Kutujachsyt ihr vor.

— Vielleicht schenken sie dir etwas? Vielleicht einen Messingring, oder Ohrringe aus Zinn? Oder gar bunte Perlen? In jener Gegend wohnen reiche Jakuten . . .

— Wie kann ich so gehen! — flüsterte das

Mädchen und schob seinen nackten Rücken hinter dem Ofen vor.

— Eben so mußt du gehen; dann werden sich ihre Herzen eher erweichen . . . sie werden unser Elend sehen . . . — seufzte Kutujachsyt.

— Dummheiten! — die Mücken würden sie auffressen! — rief Wildbach. — Ich geb' das Mädel nicht her.

— Ich werde sie mit meinem Tuche bedecken, und wenn wir zu den Menschen kommen, kann sie's abnehmen, — sagte Anka.

Endlich wurde beschlossen, daß alle beide am ersten windigen Tage zum Fürsten gehen sollten.

Die Reise war beschwerlich. Die Wohnung des Fürsten war wohl zwanzig Werst von ihrer Niederlassung entfernt. Der Weg dahin führte durch feuchte Moore und Sümpfe, die man an den Ufern der Seen weit umgehen mußte. Auch Flüßchen traf man unterwegs. Die Furten und Fähren kannte Anka nur dem Hörensagen nach. Die Männer taten ihr Möglichstes, um ihr die Richtung des Weges genau zu beschreiben und auszumalen. Sie zeichneten unzählige kleine Landkarten auf die Erde.

— Rechts ist ein See, links ein Wald . . . Dann kommt ein Morast . . . Dann kommt links wieder ein See und rechts ein Birken-

hain . . . Du mußt auf dem Pfad bleiben . . . Verstehst du?

— Ich werde auf dem Pfad bleiben, — seufzte Anka. — Gott wird mir beistehen. Ich werde gehen und gehen, bis ich da bin. Ich versteh' schon . . .

— Der Weg ist schnurgerade. Immer nach Sonnenuntergang zu.

— Erst kommt rechts ein See, dann links einer . . . Dann müßt ihr durch ein Moor. Es ist nicht tief dort, aber ihr müßt euch an den Weg halten, an dem einsame Lärchen stehen. Dann kommt ihr an einen See. Dort müßt ihr euch gen Mittag wenden . . . immer um den See herum, immer herum, aber dicht am Ufer, denn weiter ist's bodenlos tief — redete Wildbach.

— Gott ist barmherzig, — seufzte Anka.

Der Tag war windig, und als die Sonne höher stieg und die Luft durchwärmte, wurde der Wind zum Sturme. Der Himmel war hell und klar, aber heftige Luftwellen peitschten die ebene Erde, die wogenden Seen und fegten mit solcher Wucht über die kleinen Wasserflächen, daß sie die Wellen derselben glattstrichen. Die scheinbar ruhigen Fluten bebten, wie siedendes Wasser. Die größeren Wasserbecken mit den zahllosen Furchen, mit den Halbkreisen ihrer schlangenartig gebogenen, wie Adern angeschwollenen

Wellen tobten, aufgewühlt bis auf den Grund und schienen ihren Ufern mit einem Sprunge entfliehen zu wollen, aber die Hand des Sturmes hielt sie meisternd nieder. Sie schlugen also mit aller Wucht an die sumpfigen Ufer, wie der Gefangene in seiner Qual mit dem Kopfe gegen die Wand seines Kerkers schlägt. Und nur die Wasserriesen, deren Ufer weit, weit in der bläulichen Ferne verschwanden, wölbten den Rücken hoch empor und beantworteten den Angriff des stürmenden Luftmeeres mit mächtigem Gebrüll. Die kümmerlichen Wälder bogen sich, wie Gras, und das Gras lag wie hingemäht regungslos danieder. Der Sturm riß Schaumfetzen von der Brust der Seen, und feine, zu Dunst zerstäubte Wasserstreifen, wirbelte sie zusammen und trug sie vor sich her; und auf diese von unten aufsteigende Regenwolke malte die Sonne wandelbare, regenbogenschillernde Blider.

Mit Mühe bahnten sich die Frau und das Kind ihren Weg durch diese farbige Fata Morgana, die ihnen die Welt verhüllte. Bald durchschnitt ein breiter Regenbogen ihren Pfad und vibrierte, als zerrte jemand an seinen Enden, bald verschwanden Wälder, Sträucher und Seen hinter einem funkelnden, grellen Fleck.

Die Kälte marterte sie, die feuchten Kleider hinderten ihre Bewegungen, aber sie waren wohl-

gemut, denn sie brauchten die Mücken nicht zu fürchten.

— Der Sturm wird viele vertilgen . . . Er wird sie ins Wasser wehen und im Grase totschlagen, — tröstete Anka das frierende Kind.

— Mag er sie totschlagen, mag er sie totschlagen . . . Wenn er uns nur weitergehen läßt: Mir ist so kalt, trotz des Tuches, Anka.

— Ich hab' nichts weiter, Kind. Geh' schon, geh', so gut du kannst. Nimm dich zusammen.

Sie waren an dem See vorbeigekommen, der rechts liegen sollte, hatten den mit rötlichem Moose bewachsenen Sumpf keuchend durchwatet und sahen sich nun vom Gipfel eines Hügels nach dem See um, der links sein sollte, aber um sie her blitzten von allen Seiten so viele Wasserspiegel, daß sie gar nicht mehr wußten, welchen sie zur Linken liegen lassen sollten.

— Ich weiß nichts mehr, aber wir können nicht umkehren: es wäre schade um den zurückgelegten Weg . . . und wir müßten sterben. Die Verbrecherin würde uns zu Tode quälen . . . — murmelte Anka.

— Komm' weiter, denn ich kann mich vor Kälte kaum noch auf den Beinen halten.

— Ja, weiter, aber wohin? Ich hab's — nach Sonnenuntergang hat er gesagt, also hier . . .

Sie gingen weiter, nach Westen zu. Seit der Wald dort steht, hatte es dort nie einen Weg gegeben. Die feuchten, grünen und rostig-gelben Moose, die weiß angehaucht waren, wie ein Schwamm, der sich voller Wasser gesogen, teilten sich unter ihren Schritten und deckten den hartgefrorenen Morast auf. Auf den Lichtungen war der Weg noch beschwerlicher, denn dort war der Sumpf schon mindestens einen Fuß tief aufgetaut. Die armen Wesen versanken daher fast bis an die Kniee, und stellenweise gar bis an die Brust. Es war schon lange nach Mittag, als sie müde und matt an einen großen See kamen, dessen schwarze, glänzende Wellen sich tosend wölbten, vorwärtsstrebten und an den niedrigen Ufern zerschellten . . . Das Ufer war sumpfig und schmal, wie ein Fädchen; jenseits desselben wallten fast überall und brüllten größere und kleinere Seeen. Von dem Getöse betäubt, von der Anstrengung erschöpft, beschlossen sie hier auszuruhen und sich zu wärmen, aber es war nicht Raum genug, ein Feuer anzuzünden. Sie mußten zurückgehen. Endlich gelang es ihnen im Schutze eines kleinen Hügels Feuer zu machen. In einem kleinen Kesselchen kochten sie Tee von wilden Kräutern und aßen einen Teil der geräucherten Fische, von denen Anka einen kleinen Vorrat in ihrem Körbchen aus Birkenrinde hatte.

Das Mahl flößte ihnen neuen Mut ein und sie wagten es, den schwachen Faden zwischen den Wogen der hochbrausenden Seen zu verfolgen. Einen anderen Weg nach Süden gab es nicht. Stellenweis war der Landstreif so schmal, daß ihnen graute, und sie lange überlegten, ehe sie sich getrauten, zwischen dem Schaum hindurchzueilen, der von See zu See spritzte. Die ungeheuren Wogen rollten ihnen hoch und drohend entgegen und nie konnte man wissen, wie weit ihre grauen Flossen fallen würden; leicht konnten sie in den tiefen Sumpf, oder ins Röhricht gefegt werden. An solchen Stellen strebten sie eilig voran, aneinandergeschmiegt wie ein Paar aufgescheuchte Rebhühner.

— Ich fürchte mich, Anka. Warum hast du mich mitgenommen?

— Ich fürchte mich auch, mein Kind, aber dort, hinter uns, ist der Tod . . . Wenn wir, ehe es dunkel wird, nur jenen Wald erreichen, der so schwarz dasteht.

— Sind Menschen da?

— Das weiß ich nicht. Vielleicht sind welche da. Ich weiß nichts, Kind. Nur das Herz bebt mir in der Brust . . . Ich bin noch nie allein so weit gegangen. Ich war eine Frau, die Tochter reicher Eltern, ich fuhr im Hundeschlitten, oder ritt zu Pferde.

— Bist du auch mit Stieren gefahren?

— Auch mit Stieren, Töchterchen.

— Wenn wir Vieh haben, werde ich auch mit Stieren fahren, nicht wahr?

— Gewiß, Kind, gewiß! Aber nun geh' ...

Die Entfernung, die sie vom Walde trennte, schien gar nicht kleiner zu werden. Sie gingen und gingen, und er blieb nach wie vor niedrig und nebelhaft. Das gleichmäßige Brausen des Sees machte ihre Sinne vollends schwindeln. Es gab Augenblicke, in denen Anka Lust hatte, sich zu setzen und von den Wellen überfluten zu lassen. An dem kraftlosen Herabhängen der Arme und dem schwankenden Gange des Kindes sah sie, daß auch Byterchaj dieses Gefühl teilte; dann biß sie die Zähne zusammen, schloß die Augen und schritt schnell durch die nackten Sümpfe, bis irgend eine Abwechslung, — ein Windstoß, ein einsamer Baum, oder eine Möwe, die von einer wasserbedeckten Sandbank aufflog, — sie wieder zur Besinnung brachte.

Durchnäßt, mit Kot bedeckt und bis zum äußersten erschöpft, kamen sie endlich bei Anbruch der Nacht in den Wald. Der Wind hatte sich etwas gelegt; die kleineren Seen waren ruhig und glatt, der Riese jedoch, den sie seit Mittag umkreisten, tobte und schlug an die Ufer, wie

zuvor. Wenigstens peinigte sie aber der durchdringend feuchte Sturm nicht mehr.

— Gott sei Lob und Dank. Jetzt sind wir gerettet . . . Ich seh' keine Menschen, aber wir werden doch wohl nicht umkommen, — sagte Anka, indem sie sich im Walde umschaute. — Sieh dich aufmerksam um, Byterchaj, ob nicht wo ein Licht scheint. Gib fleißig acht, mach' die Augen weit auf.

— Was hilft uns das Licht? sie werden uns doch nicht einlassen . . . Vielleicht hetzen sie uns die Hunde nach, oder lassen uns von den Hufen der Pferde zertreten.

— Du hast recht. Ich hatt's vergessen. Also laß uns ein Feuer anmachen und schlafen gehen . . . Morgen geht's wieder weiter. Irgendwohin müssen wir doch kommen . . .

Aber es gelang ihnen nicht, Feuer zu schlagen, denn ihr Feuerschwamm war während der Wanderung durch die Wellen ganz feucht geworden. Sie blieben also eine Weile dicht aneinandergedrückt im Walde sitzen, aßen ein Weniges von den Fischen und machten sich wieder auf den Weg . . .

Der Riesensee, dessen Ufer sie nicht verlassen wollten, brauste ohne Unterlaß und ließ den Schaum seiner Wellen in der Dämmerung leuchten. Nach einer beschwerlichen Wanderung

von mehreren Stunden fühlten sie festen, trocknen Boden unter den Füßen und bald erblickte Anka den blassen Streifen eines Pfades im Walde. Sie gingen jetzt einzeln hintereinader. Die Kleine zitterte noch heftiger, als vorher, am See.

— Ich hab' Angst vor den Menschen! Anka, laß mich deinen Gürtel fassen . . . Ich fürchte mich so sehr, wenn ich dich nicht fühle. . .

Der Pfad führte sie auf einen kahlen Hügel, der einen freien Blick auf den See gewährte. Auf dem Hügel stand eine Hütte; ein feiner Rauch stieg aus dem Schornstein, aber aus den Fenstern blickte die Nacht. Die Jurte war ärmlich; weder eine Speisekammer war in der Nähe, noch hatte sie eine Umzäunung. Nur eine umgestürzte Pirogue dunkelte auf dem sanften Abhange der blassen Ufer, die unaufhörlich von den Wassern umspült wurden.

— Oh, hier wohnen arme Leute! Oder ist's nur eine Sommerwohnung? Keine Kuh ist zu sehen, nicht mal ein Hund . . . Soll ich hineingehen oder nicht? — überlegte Anka.

— Nein, nein, geh' nicht . . . Komm' fort von hier . . . — flüsterte Byterchaj und zog sie an der Hand.

Aber sie waren so erfroren, daß die Hoffnung, ein Feuer zu sehen, sich wärmen zu können und vielleicht einen heißen Trank zu kosten, ihre Furcht

überwand. Anka schlug das Kreuz und trat an die Tür.

— Wer ist da? — rief eine Stimme, als die Tür leicht hinter ihnen zuschlug.

— Wir sind's, Menschen, Jakuten . . .

— Aaah! — gähnte der Fragende und streckte sich. — Jakuten! und woher seid ihr? Ich höre, du bist eine Frau?

— Ja, wir kommen weit her, wir haben uns verirrt . . .

— Holla! Dshellik! . . . Steh' auf, Bursch', mach' Feuer . . . Es sind Menschen da . . .

Er mußte seinen Befehl mehrmals wiederholen, ehe der junge Bursch' erwachte, schlaftrunken von seiner Bank herabkam und Holz auf die glimmenden Kohlen legte . . . Anka pustete hinein und der goldige Flammenglanz beschien ihr Gesicht und das Byterchajs, die nicht von ihrer Seite wich.

— Wo kommt ihr her und wohin wollt ihr? — fragte der alte Jakut von seinem Lager aus.

— Verzeih' uns, Herr, — begann Anka mit zitternder Stimme. — Im Walde ist's kalt und dunkel . . . Der Feuerschwamm ist uns naß geworden, wir können kein Feuer machen . . . Es ist kalt und dunkel . . . Wir fürchten die Raubtiere . . . Sei nicht böse, Herr. Wir kommen

von dem verfluchten Orte, aber wir sind beide noch nicht krank . . . Jage uns nicht fort, und wenn du uns fortjagen willst, so gib uns wenigstens einen Brand . . .

— Dem ersten besten gibt man kein Feuer . . . Rührt das Feuer nicht an . . . Wer bist du denn?

— Ich bin Anka, Gregors Frau, vom Stamme Kylgas.

— Ah! ich weiß . . . wir haben davon gehört . . . Also du bist dieselbe, die freiwillig hingegangen ist? Warum hast du's getan, wenn du gesund warst?

Anka schwieg.

— 's ist aber nicht recht, daß ihr hereingekommen seid . . . Geht zurück an die Tür.

— Geht zurück an die Tür — wiederholten andere Stimmen, und die Einwohner der Jurte kamen aus ihren Winkeln und versammelten sich um das Feuer. Es waren ihrer drei: ein Greis, eine Greisin und ein junger Bursch'. Byterchaj gewahrte mit Entsetzen, daß die Alten nicht nur milchweiße Haare, sondern auch weiße Augen hatten. Des Burschen Augen waren auch getrübt, und wenn er ging, tastete er von Zeit zu Zeit mit den Händen um sich. Mager, nackt, mit Runzeln bedeckt, saßen sie am Herde, das Gesicht den Ankömmlingen zugekehrt, und ihre

weißen Augen glänzten angsterreged im Feuerschein. Entsetzt hielt das Mädchen den Atem ein.

— Ich höre, du hast ein Kind bei dir? — fragte der Alte.

— Ja, ein Mädchen.

— Wem gehört es? Ist's deine Tochter?

— Nein, niemand weiß, wem's gehört ... Es ist dort geboren.

— Ist sie wenigstens getauft?

— I, wo denn! Wer hätte sie taufen sollen? Selbst Gott weiß nichts mehr von uns.

Der Alte seufzte.

— Ihr Armen! aber wir sind auch nicht reich. Ihr habt's schlecht getroffen ... Welchen Weg seid ihr gekommen und was wollt ihr?

— Wir wollen zum Fürsten.

Anka erzählte in kurzen Worten den Zweck ihrer Reise. Sie erzählte von Mergenj, von dem Hungertode, der ihnen drohte, von dem Ohnenase und dem Bruder, die sich ihre Habe angeeignet.

— Ja, ich hab' davon gehört. Der Fürst soll dem Ohnenase befohlen haben, das Deinige abzugeben, aber der Bruder wird dir nichts wiedergeben — ein starker Mann, mächtig und reich. Der wird sich von der Gemeinde nichts befehlen lassen ... Hört mal, habt ihr was, irgend einen Topf, in dem wir euch zu essen geben

könnten? Denn wir haben nur wenig Geschirr und wir müßten's zerschlagen. Bleibt schon hier, wenn ihr einmal da seid. Ihr könnt euch auf die Bank an der Tür legen . . . . Ihr sagt, ihr seid gesund? Schadet nichts! Legt euch hin — morgen werden wir die Stelle mit heißem Wasser abspülen . . . Übrigens! alles steht in Gottes Hand. Der Arme und der Aussätzige, die sind sich gleich. Morgen wird euch der Junge den Weg zeigen.

— Gott erhalte euch! Gott segne euch! — segnete sie Anka laut. Sie aßen gierig auf, was sie bekamen, streckten sich auf die harten, aber trockenen Bänke und schliefen, von der beschwerlichen Reise ermattet, sofort ein.



IX.

Am Tage darauf war es weniger windig. Am klaren Himmel schwebte die lachende Sonne und übergoß die in Ruhe versinkenden Gewässer des ganzen Beckens mit Strömen von Licht und Wärme. Der blinde Bursche, der einige Schritt vor den Frauen ging, führte sie rüstig einen Pfad entlang, der sich an den Ufern des ihnen bekannten großen Sees schlängelte. Rechts hatten sie einen dichten Wald, der hier, da es höher und der Boden fruchtbarer war, eine für diese Gegend ungewöhnliche Üppigkeit erreichte; zur Linken funkelten die Schuppen der sanft schaukelnden Wellen im Sonnenlicht.

— Ihr habt einen großen Umweg gemacht ... Euer Weg führt nicht diesseits des Sees, sondern jenseits . . . Am Birkenwald hättet ihr gleich den Seitenweg einschlagen und schon den ersten See nicht links, sondern rechts nehmen müssen.

— Woher weißt du das? . . . Bist du dagewesen?

— Ei, — lachte der Junge. — Ich bin überall gewesen . . . Kenne alles . . . dem Plätschern des Wassers, dem Rauschen des Waldes nach finde ich mich zurecht . . . Es gibt keinen Baum, von dem ich nicht wüßte, wo er steht . . . Ich bin blind, aber ich weiß mir ebensogut zu helfen, wie die Menschen. Ich rudere, ich werfe die Netze aus; wir haben fünfzehn Netze . . . Ich mähe sogar . . . Wir leben ganz leidlich . . . Gott hilft! Die Alten werden mir in diesem Jahre ein Mädel kaufen. Auch eine Blinde. Die Augen haben, wollen keinen Blinden heiraten . . . Wir sind nämlich blind . . . von Geschlecht zu Geschlecht, seit den Urvätern her . . . Na, geht mit Gott . . . Weiter kann ich nicht gehen . . . Jetzt könnt ihr den Weg nicht mehr verfehlen . . . Wenn ihr nach jener Seite schaut, ist der Rauch des Fürsten schon von hier zu sehen, und zu den Nachbarn führt dieser Pfad . . . 's ist nicht mehr weit.

Anka folgte der Bewegung seiner Hand und gewahrte wirklich eine Rauchsäule über dem Wasser, am jenseitigen grünen Ufer.

— Möchtest du uns nicht bis zu den Menschen bringen? sie hetzen uns noch die Hunde nach, — bat sie den Blinden.

— Nein, es geht nicht . . . Ich muß nach den Netzen sehen, die der gestrige Sturm gewiß zerzaust hat.

Sie gingen allein weiter. Die Gegend wurde immer fröhlicher; die schönen Bäume versetzten Byterchaj in Erstaunen; immer neue Fragen drängten sich ihr auf die Lippen, immer wieder hätte sie vor Lust laut aufschreien mögen, aber Ankas bekümmertes Gesicht hielt sie zurück. Als sie jedoch auf zwei gehörnte Tiere stießen, die schnaubend und stampfend und mit den langen Schwänzen um sich schlagend im Gebüsch umherliefen, da konnte sich das Kind nicht länger bezwingen und faßte die Frau bei der Hand.

— Sieh doch! was ist das?

— Das sind Kühe . . .

— Und so eine willst du haben? Was willst du damit anfangen? . . . Sie ist so groß und schlägt aus . . . Sie wird noch unsere Jurte einrennen . . .

— Sei ohne Sorge! . . . Wenn sie uns nur eine geben wollten! — antwortete die Frau mit traurigem Lächeln.

Je mehr Anzeichen einer menschlichen Wohnung sie trafen, je häufiger die gefällten Bäume, die Zäune, die Pferde- und Viehspuren wurden, desto größer wurde Ankas Angst.

Endlich erblickten sie eine Lichtung durch die

Bäume, und Gebäude darauf und den Dunst der Kohlenbecken.

Anka ahm Byterchaj das Tuch ab.

— Später geb' ich's dir wieder, aber jetzt sollen sie sehen, daß du gar nichts hast . . .

Das Kind sah, daß ihr Hände und Mund zitterten, und fing auch an, vor Kälte und Aufregung zu beben.

— Ho! Ho! . . . Hoooh! Menschen! — schrie Anka, als sie aus dem Walde trat. Ein schwarzer Hund kam ihr bellend entgegen; sonst aber zeigte sich niemand.

— Ho! Ho! . . . Hooh! Menschen! — rief sie immer lauter und ging langsam weiter.

— Warum schreit ihr so? Was wollt ihr haben und wer seid ihr! — rief plötzlich ein Junge im blauen Hemd und steckte den Kopf zu einer Stalltür heraus. Er hatte eine Schaufel in der Hand und war wahrscheinlich dabei, den Mist hinauszuwerfen.

— Wir sind . . . Wir kommen . . . von dort . . . von weit her . . . Wir sind Aussätzige!

Er blieb wie angedonnert stehen, dann lief er pfeilschnell der Jurte zu. Anka kniete nieder und faltete die Hände auf der Brust. Nach langem Zögern öffnete sich die Tür und ein alter Jakut erschien darin mit dem Bogen in der Hand;

hinter ihm drängten sich vorsichtig Frauen und Kinder.

— Wer gab euch das Recht, herzukommen, und wer seid ihr? Wißt ihr nicht, daß es verboten ist? — begann der Mann mit strenger Stimme.

Unter Tränen, ihre Bewegung gewaltsam beherrschend, erzählte Anka ihre Geschichte und den Grund ihrer Reise.

— Also du bist Anka, du bist Anka . . . Die unglückliche Anka! — sagte er mitleidig, indem er näher kam, einige Späne auf einen Haufen warf und zwischen sich und der Sprechenden ein Feuer anbrannte. Jetzt kamen auch die Frauen und Kinder herbei.

— Höre: zum Fürsten ist's noch weit. Ihr seid falsch gegangen . . . Ich rate dir, geh' nicht. Du bist eine gute, verständige Frau, daher solltest du der Menschen schonen und das Unglück nicht in die Welt schleppen . . . Du sagst, du seist gesund, und doch! . . . Kannst du's wissen? . . . Du wohnst mit ihnen, atmest dieselbe Luft, rührst sie an . . . In den Kleidern bringst du ihren Hauch, ihre Säfte mit . . . Höre, ich will dir was sagen: bleib' du hier, und ich will zum Fürsten und ihn herbringen. Er kommt gewiß, denn das will's Gesetz auch nicht, daß ihr ohne Hilfe umkommt.

— Gewiß . . . es sind doch lebendige Seelen! — stimmten die Frauen bei.

— Seht nur, wie mager die Kleine ist . . . Der Kopf wie ein Blümlein, die Ärmchen wie Grashälmchen . . .

— Nur einen großen Bauch hat sie! — sagte der Knabe.

— Das kommt wohl von der Lärchenrinde.

— Versteht sich . . . Sie essen wohl nichts als Rinde! — sagte eine andere Frau.

— Und es ist ein hübsches Mädel! Seht, die großen Augen, die sie hat, und die dichten, geschweiften Augenbrauen . . .

— Wem gehörst du?

— Antworte! — flüsterte Anka, indem sie das Kind anstieß.

— Ich? . . . Wildbach!

— Ha! ha! ha! Wer ist denn das?

— Auch ein Aussätziger . . . Aber 's ist nicht wahr. Niemand weiß, wem sie gehört!

— Das arme Ding! Nicht mal ein Hemdchen hat sie an.

Als der alte Jakut reisefertig war, befahl er, ihnen zu essen zu geben. Von allen Seiten regneten Geschenke auf sie herab; die Frauen warfen ihnen Tücher, Hemden, Schuhe, sogar warme Sachen zu.

— Zieh's an! zieh's an! — riefen sie, als Byterchaj vor Entzücken über das fast ganz neue Hemd, das sie geschenkt bekommen, nicht wußte, was sie damit anfangen sollte. Auch ein kleiner, kaum dreijähriger Bube kroch ans Feuer, das die Fremden von den versammelten Jakuten trennte, und warf den Unglücklichen zierlich geschnitztes gehörntes Spielzeug hin.

— Sieh' da! Murun! er will auch was schenken . . . Nimm, Kleine, das sind Kühe.

Hastig ergriff Byterchaj die Holzsachen und versteckte dieselben hinter sich; ihre Augen glänzten; sie war entzückt, wie in den Himmel gehoben.

Als der Fürst anlangte, saßen die Frau und das Kind satt und erquickt an derselben Stelle am Feuer und plauderten fröhlich mit dem immer wechselnden Haufen von Neugierigen. Aber beim Anblick des Fürsten gedachte Anka sofort all des Leids, das sie hinter sich gelassen, und das sie wieder erwartete. Heiße, aufrichtige Tränen flossen aus ihren Augen, als sie ihm ihr Elend schilderte.

— Es ist mir zu Ohren gekommen, — sagte der Fürst streng, — viele Leute haben sich beklagt, daß ihr ihnen keine Ruhe laßt, daß ihr die Netze raubt, die Vorratskammern plündert.

— Das ist Mergenjs Werk! Wir tun's

nicht! — jammerte Anka. — Uns bestiehlt sie auch.

— Sagt's ihr denn, daß wir Jagd auf sie machen werden, wie auf ein wildes Tier . . . Sie stiehlt nicht nur und richtet Schaden an, — sie schleppt auch den Tod ins Land . . . Und ihr dürft auch nicht wiederkommen, unter keiner Bedingung, — daß sich keiner untersteht . . . Gut, ich werde euch ein Boot und drei Netze geben lassen . . .

— Und eine Kuh — meine Kühe, die der Ohnenase behalten hat.

— Ich hab' ihm schon befohlen, sie abzugeben — eine davon. Er sagt, du seist ihm noch für deinen Unterhalt schuldig, für das Heu, das die Tiere den Winter über gefressen.

— Mein Gott, ich hab' doch gearbeitet; und für das Heu hat er Milch und Butter von den Tieren gehabt . . . Daß doch die Menschen kein Gewissen haben!

— Genug davon! Ich hab' ihm befohlen, eine davon samt dem Kalbe abzugeben . . . Ich will's ihm noch einmal sagen. Jetzt mach' dich reisefertig. Ihr werdet über den See gesetzt, damit ihr nicht viel unter Menschen seid. So ist's näher . . .

Ein stämmiger, düsterer Jakute erwartete sie

am Ufer mit dem Boote und den Rudern. Neben dem seinen lag ein zweites, etwas größeres Boot, das zwei Personen aufnehmen konnte. Anka legte die erhaltenen Speisevorräte, die Netze und Kleider hinein, setzte sich nebst Byterchaj auf die Bänke und nahm das Ruder zur Hand. Die Wellen gingen nicht hoch, und der Jakut, der ihnen voranruderte, befestigte den am Schnabel ihres Bootes hängenden Strick an seine Pirogue und schleppte sie so über den See. Die zurückgebliebenen Jakuten riefen ihnen vom Ufer aus Worte des Trostes und des Mitgefühls nach.

Der Wind hatte sich fast ganz gelegt. Schnell durchschnitten sie die durchsichtige, sonnenvergoldete Flut. Hinter ihnen erblaßten die Wälder, wo die „Menschen" wohnten, wo die Bäume üppig grünten, wo reiches und mannigfaltiges Leben pulsierte, wo Stöhnen und Weinen nicht die einzigen Laute waren, immer mehr, wurden immer kleiner und wichen immer mehr zurück. Anka sah sich um, um sie noch einmal zu erblicken, und gewahrte eine breite Rauchgarbe, die sich über die Erde wälzte. Sie brannten die Stätte aus, auf der sie gesessen!

Der schweigsame Führer brachte sie ans Land, wies ihnen den Weg und fuhr davon. Sie übernachteten in der Tajga und erreichten ihr Haus erst am anderen Tage um die Mittagsstunde.

Der unerhörte Erfolg der Reise versetzte alle in einen Taumel von Entzücken.

— Speise habt ihr, Netze, ein Boot! ja, sogar Zucker, Tee und Salz . . . Anka, du hast ungeheures Glück! — jubelte Wildbach. — Heut Abend noch werfe ich die Netze aus . . . Wir müssen nur das Boot vorsichtig hinüberbringen, damit das Gespenst nichts merkt . . . Du sagst, der Fürst ist uns allen gram! Da haben wir's! Hab' ich's nicht gesagt, sie werden uns allen gram sein und uns nicht mehr helfen wollen. 's ist auch eine Dummheit, die Seuche unter unschuldige Menschen zu schleppen! Wenn erst alle krank sind, wird's uns auch schlimmer gehn . . . Sie ist 'ne Närrin. Wenn sie nicht Vernunft annimmt, werden sie sie doch noch mal totschießen. Was meinst du, Gregor?

Gregor sah ins Feuer, an dem der Teekessel summte und meinte nichts, aber er nickte.

Tags darauf hatten sie schon frische Fische. Die Unmenge der vom Sturm ins Wasser gewehten Mücken, die die Ufer der Seen stellenweise mit einer fingerdicken Schicht bedeckten, hatte ganze Schwärme von weißschuppigen Lachsen angelockt. Die geschenkten Netze waren alt und schlecht, aber der Überfluß an Fischen ersetzte ihre Mängel; man konnte sie mit der Schürze fangen. Mergenj ahnte etwas; vielleicht

hatte sie sogar das Boot bemerkt, denn sie kam wiederholt näher und in der Pirogue stehend, legte sie die Hand zum Schutze gegen die Sonne über die Augen und sah lange nach der Jurte der Kranken hin. Ihr schlanker, brauner Körper, der nur an den Hüften mit einem schmalen Schurz umhüllt war, zeichnete sich in scharfen Linien von dem Blau der ruhig schlummernden Seen ab.

— Da — der Unglücksrabe sieht her und lauert . . . Kannst dir die Augen aus dem Kopfe sehn! sehn wirst du doch nichts! Ich sag's doch immer: Mann bleibt Mann . . . Kein Frauenzimmer kann's mit ihm aufnehmen — prahlte Wildbach.

Aber seine Zuversicht war bald zerstoben. Nach ein paar Tagen kam er zornig und aufgeregt nach Hause.

— Sie hat's gefunden! — sagte er schon auf der Schwelle.

— Nun, und? . . . Weiter! Hat sie's genommen? — riefen alle durcheinander.

— Na, so dumm bin ich nicht! Ich hab' jedes an einer anderen Stelle ausgeworfen . . . Aber eins hat sie genommen!

— Dann wird sie auch die anderen finden! Nein, wir müssen endlich mal ein Ende machen! — eiferte Gregor; Ankas Erfolge und vor allem die Hoffnung, eine Kuh zu bekommen, hatten

ihm neuen Mut eingeflößt und sein Herz wieder seiner Frau zugewandt. Die Wunde am Arme war kleiner geworden und schien sogar heilen zu wollen.

— Wir müssen hin und ihr das Boot nehmen; — sagte er nach kurzem Nachdenken. — Mag sie auf der Insel bleiben, bis der Sommer vorbei ist. Verhungern wird sie nicht. Sie hat gewiß einen ganzen Vorrat an Fischen. Übrigens können wir ihr welche hinbringen, wenn's nötig sein sollte.

— Ja, das können wir, wenn sie aufhört, uns in den Weg zu kommen . . . Wie viele Netze: eins, zwei, drei . . . zwölf Netze werden wir haben und den Damm mit der Reuse . . . An Fischen wird's nicht fehlen! — sagte Wildbach. — Aber, weißt du, Gregor! mein Rat ist, wir fahren in der Nacht hin, wenn sie schläft . . . 's ist nicht die Feigheit, die aus mir spricht, 's ist nur Vernunft. Bei Tage ist's möglich, daß wir sie nicht auf der Insel finden, und dann wird das Boot auch nicht da sein. Hab' ich nicht recht?

— Ja, ich bin's zufrieden. Aber wenn's uns nicht gelingt, was dann?

— Wie? Wenn's uns nicht gelingt! Glaubst du, sie wird uns Gewalt entgegensetzen? Ja, dann, dann lassen wir sie in Ruhe. Sie ist's ja nicht, die wir holen wollen, sondern das Boot . . .

Geht's nicht, dann brauchen wir nicht mal nah heranzukommen . . . Wir nehmen das Boot, oder kehren um ohne Boot . . . Schlimmer kann's nicht werden!

— Schlimmer kann's nicht werden! — das war auch Gregors Meinung.

Sie wählten eine helle Mondnacht, denn sie kannten die Gegend nicht und fürchteten im Dunkeln in irgend einen Hinterhalt zu geraten. Aber sie lenkten ihr Boot in den Schatten und mieden den hellen Lichtstreif, der die Mitte des Sees versilberte. Behutsam, die schlummernden, mit einem leichten Dunste verschleierten Wasser kaum mit dem Ruder berührend, glitten sie das Ufer entlang, bis sie an eine Stelle kamen, wo das dunkle, langgestreckte Spiegelbild der Insel fast ihr Boot erreichte. Sie mußten nun eine kleine Strecke durchkreuzen, die hellerleuchtet war, aber sie waren sicher, daß Mergenj sie von dieser Seite her nicht erwarten könne. Sie setzten also die Ruder kräftig ein, schossen pfeilschnell querüber und tauchten in die Finsternis, ehe sich noch die silbernen Wellen geglättet hatten, die ihre Durchfahrt hervorgerufen.

— Still! hast du nichts gehört?

— Nein! Aber jetzt heißt's vorsichtig sein, denn auf dem Wasser hört man eine Mücke eine Werst weit summen!

Kaum die Ruder hebend, glitten sie dicht am Lande hin. Die Lärchen neigten ihre zerzausten Wipfel und Zweige vom hohen Ufer, als wollten sie die ungewöhnlichen nächtlichen Gäste beim flimmernden Sternenschein näher betrachten. Endlich erblickten die Fischer ein kleines rotes Licht in der Nähe, das durch das Dickicht schien.

— Ein Tier vielleicht! — flüsterte Wildbach, aber Gregor hob das Ruder und wies nach oben, wo kaum sichtbare Rauchwölkchen in der tiefblauen Nachtluft zerflossen. Unten, zwischen den Bäumen, sahen sie die Umrisse einer Hütte. Sie stießen ans Land, zogen das Boot zur Hälfte aus dem Wasser und suchten das Ufer behutsam ab. Aber die Pirogue war nicht da. Von dem tiefen Schweigen ermutigt, wagten sie sich ins Gebüsch. Aber auch dort war der Kahn nicht zu finden.

— Sie hat ihn wohl in der Nähe des Hauses — flüsterte Wildbach.

Sie waren der Hütte so nahe, daß sie durch den Eingang hineinsehen konnten. Das Feuer war dem Erlöschen nahe, aber es schien doch hell genug, um sie sehen zu lassen, daß die Wohnung leer war. Neugierig traten sie ein.

— Sie ist nicht da! Sie fährt wohl herum

und stiehlt! Sieh nur, wie ordentlich es hier ist. Die Kleider, die Fische — alles ist an seinem Platze. Ein Teufelsweib! — rief Wildbach entzückt.

— Schlecht ist sie, furchtbar! — antwortete Gregor, indem er das Lager befühlte, das aus einem tief eingedrückten Haufen Moos bestand.

— Bah! wenn sie noch dazu gut wäre, dann wäre sie . . . Horch! — flüsterte er und ergriff den Gefährten bei der Hand!

— Weißt du, ich glaube, sie ist hier irgendwo in der Nähe . . . Das Lager ist noch warm . . . Lass' uns lieber gehn! — meinte Gregor vorsichtig.

— Ja, lass' uns lieber gehn! — Übrigens was kann sie uns beiden anhaben? — Ich hätte Lust, von den Fischen zu kosten! — fügte er hinzu und langte nach einem von denen die im Rauche hingen.

In demselben Augenblick brummte draußen eine Sehne und ein Pfeil sauste dicht am Kopfe des Fischers vorbei. Schnell duckten sich beide nieder, stahlen sich durch's Gebüsch und rannten ihrem Nachen zu; hinter ihnen aber schwirrten die Pfeile, die jemand nach ihrer Richtung abschoß.

— Ach, das verdammte Weib! Wie konnten

wir ahnen, daß sie auch Waffen hat! Die hat sie gewiß auch gestohlen! Wart' nur, ich mach' mir auch einen Bogen! — drohte Wildbach, die Ruder kräftig gebrauchend.

Am Ufer stand Mergenj, — nackt, vom Monde versilbert, den gespannten Bogen im Arm.

— Wart', du Höllenbrut! der Fürst hat gesagt, sie würden Jagd auf dich machen wie auf ein wildes Tier.

Statt der Antwort sandte sie ihnen einen Pfeil nach. Dieser traf den Rand der Pirogue und spaltete ein ziemlich großes Stück davon ab.

— Flieht ihr! . . .Oh, diese Männer! diese großen Krieger, die man auf die hohle Hand stellen und umpusten kann!

— Es will nicht jeder gleich morden, wie du! — schrie Gregor.

Sie lachte wild und häßlich auf.

Einige Tage später war Wildbach spurlos verschwunden. Die entsetzten Einwohner der Jurte wußten nicht, was sie anfangen sollten. Im ersten Augenblick dachte Gregor, er sei ertrunken und suchte die Seeufer nach dem Körper, oder dem Boote ab, aber er fand nirgends eine Spur, obgleich es windig war und die Wellen das Opfer hätten ans Land spülen müssen.

Von neuem hatten sie weder Vorräte, noch die Mittel, sich welche zu verschaffen. Man dachte nicht daran, ihnen die Kuh zu schicken. Zur Verzweiflung gebracht, ging Anka wieder zum Fürsten.

Sie machte sich allein auf den Weg, ging nicht mehr fehl und kam verhältnismäßig schnell und ohne Hindernisse an Ort und Stelle. Aber der Empfang war sehr unfreundlich. Der Fürst schrie, ballte die Faust und würde sie gewiß geschlagen haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, ihr nahe zu kommen und sie anzurühren. Sie bekam nicht nur keine Geschenke, aber sie gaben ihr nicht mal zu essen. Ein berittener Jakut trieb sie mit dem Speer in der Hand vor sich her. Zitternd und sich vor Hunger und Müdigkeit kaum auf den Füßen haltend, ging sie wankend voran. Ihr einziger Trost war die Kuh, die ihr Begleiter an den Schwanz seines Pferdes gebunden hatte und das Kalb, das in ein Tuch gebunden von Zeit zu Zeit kläglich blökte.

— Endlich . . . endlich ist sie da . . . — flüsterten ihre trockenen Lippen.

Als sie die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, fühlte sie sich nicht mehr imstande, weiter zu gehn. Sie bat daher, er möchte ihr erlauben, ein wenig Milch aus dem Euter der Kuh zu saugen, auch das Kalb einen Augenblick frei-

lassen, das in den engen Korb gesperrt war. Der Jakut willfahrte ihr, zündete ein Feuer an und betrachtete die Frau, die das Tier küßte und liebkoste, mit düsteren Blicken.

— Schade um das Vieh! es wird verfaulen, wie ihr, — murmelte er mißmutig.



X.

Erst jetzt erfuhr Byterchaj, wie schön es ist, einen Spielgefährten zu haben. Der kleine „Bull" war so possierlich, wenn er nicht über die hohe Schwelle der Jurte wollte und man ihm hinüberhelfen mußte, so ungeschickt, wenn er die knotigen Beine spreizte, daß man unwillkürlich lachen mußte. Er hatte ganz wunderliche Einfälle, und immer kamen sie unerwartet. Mir nichts, dir nichts neigte er sich plötzlich zur Seite, lief um das Mädel herum und zerrte an dem Strick, an dem sie ihn zur Tränke führte. Dann mußte sich seine kleine Gebieterin um und um drehen, wie ein Kreisel, und ihr gelöstes Haar flog dabei empor, wie ein Rabenfittig. Wie vormals, war es das einzige, was an ihr emporfliegen konnte, denn das Hemd, das schöne, blaue Hemd mit dem rosa Sattel und den roten Einsätzen an der Schulter, hatte sie gleich nach der Heimkehr ausgezogen und aufbewahrt — für „die Feiertage".

„Bull" hatte auch, neben vielen anderen,

eine besonders romantische und höchst merkwürdige Angewohnheit. Im schnellsten Laufen, im mutwilligsten Umhertollen blieb er plötzlich ohne jeden Grund stehen, spreizte die krummen Beine, spitzte die großen, schaufelförmigen Ohren und sah mit erstaunten, weitgeöffneten Augen nach einer ganz leeren Stelle. Er mußte dort etwas sehen, aber Byterchaj zerbrach sich erfolglos den Kopf, was es wohl sein könnte. In solchen Fällen kniete sie dann gewöhnlich vor dem Freunde nieder, umschlang seinen beweglichen, heißen Nacken und sagte, sein feuchtes Mäulchen küssend:

— Du dummer „Bull"! Da ist nichts zu sehn, kannst mir's glauben! Komm' nach Haus, denn bald kommt Anka mit der Blesse.

Ihre Freundschaft war bald so innig geworden, daß die Byterchaj von „den Menschen" geschenkten, wunderschönen, reichen, geschnitzten Spielsachen „für immer" in „Bulls" Krippe wanderten, und das Kind bereit war, neben ihm im Winkel hinter dem Ofen zu schlafen. Aber Anka ließ es nicht zu:

— Das darfst du nicht! Das Tier hätte nicht mal in der Nacht Ruhe. Es könnte erschrecken, wenn du schnarchst und sich mit dem Stricke erwürgen, oder ein Bein brechen. Ein Tier muß auch seine freie Zeit haben.

Byterchaj wußte nur zu wohl, was es heißt, „freie Zeit" zu haben, denn sie hatte nicht allzuviel davon. Besonders seit die Blesse bei ihnen eingezogen war, war ihr dieselbe sehr knapp bemessen. Zu ihren sonstigen Pflichten — dem Stubenkehren, Wassertragen, Reisigsammeln, dem Suchen nach Sauerampfer, Kräutern und Beeren, war auch die Sorge um die Kuh hinzugekommen. Das Mädchen mußte zu jeder Zeit wissen, wo sich dieselbe benfand. Wenn sie nicht vom flachen Dach der Jurte zu erblicken war, suchte das Kind sie im Gebüsch, auf den Sümpfen, wo es noch immer von Mücken wimmelte. Der große, heiße Körper des Tieres, sein langer, unruhig umherschlagender Schwanz, die glänzenden Hörner, die klappernden Hufe, die rote Zunge, die schwarzen, vorstehenden Augen, seine hastigen, ungeduldigen Bewegungen, wenn es die Mücken fortscheuchte, oder der Jurte mit schwankendem Euter brüllend zueilte — alles das erfüllte das Kind mit nie schwindender Angst, und selbst die Liebe, die sie für „Bull" empfand, konnte dieses Gefühl nicht besiegen. — Es ist doch seine Mama! — suchte sie sich selbst zu beruhigen. Und dennoch — wenn sie die Kuh, die sich verlaufen hatte, nach Hause treiben mußte, dann nahm sie einen langen Zweig zur Hand, verbarg sich hinter die Bäume und schrie, so laut sie konnte:

— Hott! hott!

Die Kuh sah sich verwundert nach ihr um und ging dann langsam dem Hause zu, indem sie das Kalb mit lautem Brüllen lockte, das sie den süßen Kräutern zuliebe leichtsinnig im Stiche gelassen.

Dies Gebrüll, das Knacken der gebrochenen Sträucher, der schwere Tritt des Tieres, sein Geruch und sein Schnaufen, wenn es, zur Nacht in die Jurte getrieben, sein Futter träge wiederkäute, bereiteten den Ausgestoßenen einen unbeschreiblichen Genuß.

— Meine Augen sehn dich noch . . . Noch in meiner letzten Stunde spür' ich deinen Geruch . . . Und Salban hat's nicht mehr erlebt, hat's nicht mehr erlebt, — klagte Kutujachsyt.

Ihr Leben hatte einen kräftigeren Schwung bekommen, neue Hoffnung erfüllte ihr Herz und die alten Gewohnheiten kehrten nach und nach zurück. Gregor mähte den ganzen Tag. Anka trocknete und harkte das Gras. Überhaupt war sie keinen Augenblick müßig. Seit sie die Kuh errungen und ihre Gedanken an etwas klammern konnte, wurde sie von einer wahren Arbeitswut verzehrt.

Wie ein Mäuschen trug sie alles zusammen, was nur irgend zur Nahrung dienen, was nur irgend einen Wert haben konnte. Hagebutten,

schwarze Johannisbeeren, Sauerampfer, wilder Lauch, süße Kräuter, „die Speise der Seen", die gallertartigen Kugeln der „Wasserbeeren" — alles das konnte benutzt und aufbewahrt werden, denn es löste sich in saurer Milch und erhöhte deren Geschmack und Nahrhaftigkeit. Anka, eine ausgezeichnete Wirtin, ließ es die Hausgenossen nicht einmal merken, daß sie so viel Milch aufsparte. Tag für Tag hatten sie welche zu ihrem Frühstückstee, der aus wilden Kräutern bereitet wurde, hatten eine Suppe von Beeren und saurer Milch zum Abendbrot, und an Feiertagen gab's gekochte gesäuerte Milch und zuweilen sogar Butter. Von alledem gab's nur wenig, denn auch die beste Kuh gibt nicht allzuviel Milch . . . Aber ihr Tisch war doch so bestellt, wie's „bei den Menschen" üblich war.

— Nächstes Jahr gibt's wieder ein Kalb. Und das wird schon dir gehören. Mit der Zeit wird auch der kleine Stier groß werden und dann kann er Holz und die Fische fahren . . . Wie viel Zeit geht jetzt unnütz verloren, wie viel Kraft geht nutzlos drauf! . . . — sprach Gregor.

— Und wir bleiben vielleicht auch nicht allein — sagte die junge Frau verschämt und drückte die Hand des Gatten an ihren schon befruchteten Schoß. — Jedesmal, wenn sie merkte, daß er in trübes Sinnen versank, daß seine auf die

Flamme gerichteten Blicke starr wurden, und er aufhörte zu sehen, jedesmal setzte sie sich dann an seine Seite und suchte ihn zu zerstreuen.

— Gräm' dich nicht, hör' auf zu grübeln . . . Vergiß, daß du krank bist . . . Alles, was lebt, muß sterben . . . Sag' mir lieber, ob du mir bis morgen ein neues Faß richten kannst, denn das erste ist schon voll. Ich weiß nicht, wo ich die Milch lassen soll.

— Schon voll? — wunderte sich der Mann.

— Ja! — antwortete sie stolz. — Ach, wenn du noch den Damm und die Reuse in Ordnung bringen wolltest! — Mergenj läßt sich nicht mehr sehen . . . vielleicht läßt sie uns schon in Ruhe . . . vielleicht drückt sie das Gewissen Wildbachs halber? . . .

— Glaubst du denn, sie ist's, die den Fischer umgebracht hat?

— Oh, ich bin überzeugt davon . . . Sonst hätte der Wind wenigstens den Kahn hergetrieben.

— Ich hab' sie gestern gesehn, — sagte Gregor düster.

Unruhig zuckte es über Ankas Gesicht, und um ihre Bewegung zu verbergen, machte sie sich mit ihrem Kopftuche zu schaffen.

— Wo? — fragte sie nach einer langen Pause.

— Auf der Mitte des Sees; sie steuerte nach Osten.

— Siehst du, sie sucht jetzt andere Gegenden auf. Versuch' es morgen, den Damm auszubessern, ich will dir helfen.

Von Anka angespornt, interessierte sich Gregor nach und nach immer mehr für seine Arbeit, für die ganze Wirtschaft, und seine Sense schleifend, sang er oft ganz vergnügt. Er hatte den Damm ausgebessert und die Reuse ausgestellt. Aber die letztere war jetzt der anderen Seite zugekehrt, denn der Herbst kam heran, das Wasser war kälter geworden, und die Fische zogen von den flachen Futterstellen wieder der Tiefe zu. Auf dem Dache der Jurte erhoben sich wieder lange Stangen, an welche die aufgeschlitzten Fische zum Dörren gehängt wurden.

Niemand störte sie bei ihrer Arbeit. Im Gegenteil, eines Morgens fanden sie ihr eigenes Boot am Ufer und ein Ruder darin und drei Netze. An dem Schnabel des Nachens war ein kleines hölzernes Kreuz befestigt.

Dieses Ereignis rief allgemein die größte Aufregung hervor. Anka aber war darüber entsetzt. Sie sprach nicht gern davon, daher

benutzte Kutujachsyt einst ihre Abwesenheit und fragte Gregor neugierig:

— Was würdest du sagen, wenn sie . . . wiederkäme?

— Ach, sie wird nicht kommen . . . Sie ist reich . . . sie hat alles . . .

— Und Wildbach? Nein, dieser Wildbach! Wer hätt's geglaubt, daß er nicht ertrunken ist.

— Vielleicht ist er doch ertrunken, und sie hat nur sein Boot und seine Netze gefunden.

— Sei aber auf jeden Fall vorsichtig, Gregor — ächzte die Alte.

Wie eine schwere Wolke verdüsterte der Schatten dieser Frau wieder eine Zeitlang ihr Leben. Anka ließ ihren Mann nicht mehr an den Fluß gehen, sondern sah mit Byterchajs Hilfe selbst nach der Reuse.

Eines Tages war sie im Begriff mit einem schweren Korbe auf dem Rücken nach Hause zu gehen, als sie ein fremdes Boot neben dem ihren am Ufer liegen sah. Sie liebte keine Überraschungen und ihr Herz fing heftig an zu klopfen. In der Jurte saß Wildbach am Tische und plauderte gemächlich mit Kutujachsyt.

— Lebst du, Wildbach?! Und wir hatten dich schon begraben! — rief Anka aufrichtig erfreut.

— Ja, Anka, ich lebe, Gott sei Dank! Und ich bin gekommen, euch zu besuchen.

— Und wie geht's dir? Wo bleibst du? Warum bist du jetzt erst gekommen . . . Wir haben deinetwegen so viel Kummer und Sorge gehabt! . . .

— Ich hatte keine Zeit . . . — stammelte der Fischer verlegen. — Die Zeit mußte benutzt werden, ich mußte Fische fangen, die Netze ausbessern . . .

— Du hast uns verlassen . . . ohne einen Funken Hoffnung, ohne einen Bissen . . .

Wildbach streichelte sein Kinn und suchte das Gesicht vor ihren Blicken zu verbergen.

— Geht's dir wenigstens gut?

— Ihr habt's hier besser! — antwortete er ausweichend und wies nach der offenen Tür, durch die der Klang von Gregors Sense hereindrang.

— Lauf, Byterchaj! . . . ruf den Wirt! . . . Sag', Wildbach sei da! . . .

— Sei wieder lebendig? Was?

— Ja, ja! Lauf nur schnell!

Das Mädel warf „Bull" noch schnell einen vielsagenden Blick zu und flog auf die Wiese wie ein Vogel.

— Also wie ist das gekommen? erzähle

doch! — fragte Gregor aufgeräumt, als sie sich nach den ersten Begrüßungen an den Tisch setzten, um den Tee zu trinken, den Anka Wildbach zu Ehren bereitet hatte.

— 's ist nun mal so gekommen! — antwortete dieser ausweichend, indem er die aufgetragene Milch mit den Augen verschlang. — Also die Kuh habt ihr nun? . . . Melkt sie gut? . . . Wer weiß, ob's nicht besser war, daß ich verschwand. Sonst — wer weiß — vielleicht hättet ihr sie gar nicht bekommen.

— Weiß Mergenj, daß wir die Kuh haben? — fragte Anka.

— Mergenj? . . . Ja, sie weiß es . . . Versteht sich . . . wir haben's vom Ufer aus gesehn. Jetzt liegt sie verwundet da . . . Vor acht Tagen kam sie zurück und legte sich gleich hin. Sie blutet stark.

— Verwundet? — wiederholten die andern.

— Sie wird wohl sterben. Und ich glaubte schon, sie wollte sich bessern! . . .

— Sag', Wildbach . . . du warst es doch, der uns die Netze und das Boot wiedergebracht hat? — fragte Gregor.

— Warum soll ich's gewesen sein? Versteht sich, ich hab' sie mit meinen Händen hergebracht, aber sie hat gesagt: „Wildbach, was

sollen uns zwei Boote und so viele Netze? Sie haben gar keins! Bring's ihnen wieder!"

— Ich wollte, sie hätte nichts geschickt. Ich wollte, sie vergäße uns ganz und gar! — unterbrach ihn Anka heftig.

— Sie wird sicherlich sterben! Gott verzeih' ihr ihre Sünden! — sagte Wildbach traurig. — Gregor, leiht mir eure Sense, ich will mal sehn, ob ich's noch nicht vergessen habe . . .

Er blieb bis gegen Abend bei ihnen. Er betrachtete die Kuh aufmerksam von allen Seiten und gab einige gute Ratschläge; dann liebkoste er das Kalb, streichelte Byterchajs Haar und schenkte ihr einen fetten, geräucherten Fisch. Anka schüttete Milch in einen kleinen Eimer aus Birkenrinde, den sie ihm gab.

— Willst du nicht nachtbleiben? . . . Es wird windig. Der See wird hoch gehn! . . . — versuchten sie ihn zu überreden.

— Nein, 's geht nicht, 's ist unmöglich . . . Sie liegt ganz allein und hat niemand, der ihr einen Schluck Wasser reicht. Und 's ist doch lebendiges Fleisch und Blut . . . Wenn sie nur am Leben bleibt . . . dann wird sie sich schon bessern. Ich steh' euch dafür . . . 's ist jetzt so heimlich bei euch, so lustig, ihr habt die Kuh, aber 's geht nicht . . . Ich werde euch besuchen, wir wollen gute Nachbarn bleiben, aber 's geht nicht.

Der Biedermann nahm das Eimerchen und ging humpelnd an sein Boot; sie gaben ihm das Geleit und blieben am Ufer bis er einstieg und auf die in der Ferne dunkelnde Insel zufuhr, von der sich die Bäume zum Wasser hinabneigten.



XI.

Von Sonnenuntergang her kamen die Westwinde gezogen und prallten mit denen zusammen, die von Osten wehten; Wolken türmten sich über Wolken, am Himmel kochte und wogte es, und als der Nordwind alles mit seinem eisigen Hauch umfing, da floß der Regen in ununterbrochenen, endlosen Strömen hernieder. Sein zischendes Gebrause, sein eintöniges Plätschern mischte sich in das Schluchzen der wogenden Seen und ließ das platte, feuchte Land noch trauriger erscheinen. In dem Schleier, den der Regen darum webte, verwandelte es sich in einen grauen, schmutzigen Fetzen. Die niedrig ziehenden Wolken vertuschten seine Züge, ließen jeden Glanz und jede Farbe erlöschen; die Stürme zerrten daran, wie an einem achtlos fortgeworfenen Lumpen, das Regenwasser wühlte häßliche, schmutzige Furchen in das Erdreich.

’s ist noch ein Glück, daß es uns gelungen

ist, das Heu in Haufen zu stellen! . . . — sagte Gregor.

— Aber schade, daß du das Dach nicht mit Erde beworfen hast. Ich weiß wirklich nicht, wo wir bleiben sollen! — sagte Anka mit leisem Tadel.

— Wo wir bleiben sollen? Unter den Bänken, über dem Tische kommt das Wasser ja noch nicht durch . . .

— Na, das wird auch kommen! Wenn uns nur die gedörrten Fische in der Speisekammer nicht naß werden!

„Es kam" wirklich nur allzubald; überall sickerte der Regen durch. Kaltes Wasser stimmt keinen Menschen liebenswürdig, und doch gab's keinen Zank unter ihnen. Es war niemand da, der ihn genährt hätte. Mit gutmütigem Frohsinn beschwor Anka jeden Streit. Zuweilen glaubte Gregor, dem die Knochen seit dem Beginn der Regenzeit wieder schmerzten, daß es ihm gelingen werde, zu hadern. und er begann:

— Ach, diese Weiber!

— Ja, diese dummen Weiber! — stimmte Anka ihm bei — sie lieben euch, sie arbeiten für euch, sie warten eure Kinder! Wenn sie doch lieber alle so wären, wie Mergenj . . .

— Gleich heißt's: Mergenj! — brummte der Mann verlegen.

Oder sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn ans Feuer:

— Hör' auf, Alter! Sag's mir lieber gleich, daß es dir heute schlimmer geht . . . daß dir die Knochen und der ganze Körper wehtun . . . Hier, setz' dich ans Feuer, und wärme dich recht!

— Aber das Wasser kommt überall durch!

— Lass' es doch! Es wird uns nicht ersäufen. Der liebe Gott wird schon wieder schönes Wetter schicken und dann werden wir das Dach mit Erde bewerfen.

Sie selbst aber benutzte jeden regenfreien Augenblick, jedes Nachlassen des Sturmes, und eilte schlecht gekleidet, mit zerrissenen Schuhen auf die Wiese, um Heu für die Blesse zu holen; an den Fluß, um die Reuse zu untersuchen; an den See, um die Netze zu wechseln. Sie litt es nicht, daß die Wintervorräte angerührt wurden, sondern war immer darauf bedacht, neue herbeizuschaffen.

— Gesegnet sei die Hand, die sie uns geschickt — zur Linderung unserer Leiden! — betete Kutujachsyt, die jetzt, in der Kälte und Feuchtigkeit, nicht mehr aufhörte zu ächzen.

Aber der Friede dauerte nicht lange. Eines Abends ging die Tür plötzlich auf, und Wildbach schlüpfte über und über naß und mit Kot bedeckt

herein. Hinter ihm stand Mergenj — mager, mit verändertem Gesicht, mit Augen, die glänzten, wie zwei Fackeln.

— Das Dach unseres Zeltes ist fortgeschwemmt. Keine Möglichkeit, länger auszuhalten . . . 's ist schlimmer dort, als unterm freien Himmel! . . . Brr! Diese Kälte! Hier bei euch ist's wohlig, warm und trocken.

— Ich hab's doch immer gesagt, 's ist noch am besten, wenn wir alle zusammen sind! — begann der Fischer, indem er die Kleider am Feuer abnahm. Mergenj ging in die Ecke und warf ihr Bündel auf den alten Platz. Sie nahmen sie auf, denn was sollten sie machen? Es kam ihnen nicht einmal in den Sinn, sich jetzt an ihr zu rächen. Das Haus ist für die, die Schutz vor der Kälte und ein Obdach suchen. Übrigens wäre jeder Widerstand nutzlos gewesen. Zum Äußersten getrieben, von Wildbach unterstützt, hätte sie sie angreifen und Gott weiß was anrichten können.

Aber mit ihr war die Trübsal ins Haus gekommen. Sie tat nichts; sie sprach wie gewöhnlich nicht viel; den ganzen lieben Tag saß sie am Herde und warf ein Stück Holz nach dem anderen ins Feuer, und Byterchaj trug es ihr demütig in ihren mageren Ärmchen zu. Das scharfe Profil ihrer hohen Gestalt, die durch-

dringend glänzenden Augen erstickten jedes Gespräch im Keime; sie atmeten nur dann frei auf, wenn sie draußen waren; selbst Wildbach scherzte nicht gern in ihrer Gegenwart, und Anka erbebte, so oft der Blick der Verbrecherin ihre Finger, oder ihr Gesicht traf. Die Behaglichkeit und Sanftmut, die das glückliche Hausmütterchen früher um sich verbreitet, mit denen sie die schmerzlichsten Augenblicke zu versüßen gewußt, welkten jetzt dahin und schwanden immer mehr. Ihre Vorsorglichkeit, ihr guter Wille stieß sich immer wieder an geringfügige, aber unüberwindliche Hindernisse. Oft hatte Kutujachsyt kein warmes Wasser, um sich die Wunden damit zu waschen, denn Mergenj brauchte die Schüssel; die Kleider konnten nicht zur rechten Zeit ausgebessert werden, denn Anka konnte es nur beim Scheine des Feuers tun und mußte warten, bis Mergenj den Platz am Feuer räumte. Wenn Mergenj schlafen wollte, rief jede lautere Unterhaltung eine Flut von Schmähungen und Verwünschungen hervor. Byterchaj wußte nicht mehr, wann sie die Stube kehren sollte, denn sie konnte es Mergenj nie recht machen. Bald schalt diese, weil sie den Staub aufwirbelte, bald, weil die Stube noch nicht ausgefegt war. Geknufft und gescholten, wagte sie es oft nicht, ihr Lager aufzusuchen und schlief, trotz Ankas Ver-

bot, neben dem Kalbe ein, indem sie ihr verweintes Gesichtchen an seinen Hals drückte.

Mergenj aber kam in der Wärme und von größerer Bequemlichkeit umgeben, zusehends zu Kräften. Nach acht Tagen ließ sie sich ihre Schätze zeigen, zu deren Herbeischaffung von der Insel Wildbach zwei Tage gebraucht hatte. Da war ein ansehnlicher Vorrat an Tran, an gedörrten Fischen, auch Kleider, Geschirr und Waffen, die sie aus einsamen, zur Zeit des Fischfangs leerstehenden Fischerhütten geraubt hatte. Sie musterte ihre Habe mit dem Stolze eines Kriegers.

— Warum habt ihr die gedörrten Fische ohne Erlaubnis aufgebunden? — fragte sie streng.

— Sie verdarben schon . . . Sie mußten verbraucht werden! — antwortete Anka schnell.

— Lass' sie verderben! Euch gehören sie doch nicht. Seid zufrieden, daß ich euch die Netze gegeben habe.

— Die Netze waren unser! — warf Gregor hin.

— Waren! . . . Hättet ihr sie jetzt, wenn ich's nicht gewollt hätte? . . . Du hast sie doch holen wollen, weißt du noch, Gregor?

— Sie ist eine Hexe — brummte Gregor. — Wenn ich neben ihr sitze, fühle ich meinen Körper

gleich an jener Seite zittern . . . Und meine Wunden eitern auch mehr, seit sie hier ist.

— Ach, seid ihr nicht böse! Sie wollte sich schon bessern, und da haben sie ihr den Speer in die Leber gestoßen. Ihr wißt doch, die Bosheit kommt von der Leber . . . Habt nur Geduld, wenn der Sommer erst wieder da ist, ziehen wir fort! — sagte Wildbach bittend.

— Ich weiß nicht, wie wir's aushalten werden bis dahin! — meinte Anka seufzend.

Wildbach seufzte auch, wiegte den Kopf, lächelte kläglich und trat im Bewußtsein seiner Schuld für Gregor ein, wo er nur irgend konnte und arbeitete unermüdlich.

Mit der Zeit herrschte Mergenj unumschränkt in der Jurte.

— Heut müssen alle Netze ausgebessert werden, und morgen bringt ihr sie an den andern See; dort gibt's schönere Fische! — kommandierte sie.

Selbst mit der Heuernte befaßte sie sich und ließ nicht zu, daß das Heu in Schober gestellt wurde.

— Es könnte verfaulen . . . es ist feucht!

Anka weinte an diesem Abend heiße Tränen, zankte mit ihrem Manne, aber das Heu blieb in Haufen liegen.

Inzwischen kam der klare, rötlich-goldene Herbst herbei. Die Hagebutten-, Himbeer- und Johannisbeersträucher waren infolge des Nachtfrostes feuerrot geworden, die zarten, goldnen Birken erbebten beim leisesten Windhauch und verloren ihre durchsichtigen Blätter; der Himmel nahm einen silbernen Glanz an, und die erkaltenden Seen wurden bleich.

Schmutzig-grüne Moose traten unter den vergilbten Gräsern hervor und verliehen den entblätterten Hainen und Wäldern ihre Farben. Die Nächte nahmen zu, die Abende wurden immer länger.

Gewöhnlich verflossen sie in tiefem Schweigen, und nur ab und zu wurde eine kurze, die Wirtschaft betreffende Bemerkung laut. Anka nähte kleine Hemdchen und Wickelbänder. Mergenj saß zusammengekauert am Herde und wärmte sich den Rücken oder die Kniee.

— Warum schweigen sie? warum sieht sie mich nicht mal an? — fragte sie Wildbach einmal.

— Ach, Alte! Hier kann ich auch nicht mal mit dir plaudern, wie einst auf der Insel . . . es sind zu viele Menschen da . . . das Herz hat die vielen Ohren nicht gern!

— Sie lieben mich nicht. Warum sollten sie mich auch lieben! ich kann sie auch nicht

lieben ... Was hätt' ich davon? 's ist trauriger hier, als in der Wildnis ...

— Habe Mitleid mit ihnen ... hab' nur einen Augenblick Mitleid — mit ihnen, oder mit andern, und dir wird gleich leichter ums Herz!

— Ich kann nicht! — antwortete sie und wandte ihre trocknen, brennenden Augen von ihm. — Du, Wildbach, du würdest ein Stück Holz lieben, wenn du keine Menschen zum Lieben hättest ... Sag', was bist du wert? — fügte sie nach einer Weile hinzu.

— Im Sommer ziehn wir wieder auf die Insel! — flüsterte der Jakut.

— Bah! wer weiß, was bis dahin passiert. Vielleicht fallen dir die Füße ab ...

Der Herbst ging mit schnellen Schritten zur Neige. Schon waren die Zugvögel vorbeigeflogen, schon tauten die im Grase verborgenen Lachen, die in der Nacht zugefroren waren, bei Tage nicht mehr auf. Aber um die Mittagsstunde schien die Sonne noch immer warm und ihr unvergleichlicher Glanz verscheuchte die nächtlichen Nebel und vergoldete die Seen.

Jeden Tag waren die Einwohner der Jurte einige Stunden damit beschäftigt, die Wohnung für den Winter zu versorgen. Der Dünger, den die Blesse lieferte, eignete sich ausgezeichnet zum

äußeren Bewurf. Aber plötzlich fiel es Mergenj ein, an der Arbeit herumzumäkeln.

— Das ist gar nicht nötig. Der Mist wird trocken werden und an der Sonne Feuer fangen. Lehm auflegen, die Spalten mit Moos verstopfen — das ist alles, was nötig ist. Und die Kuh würde ich ganz aus der Jurte lassen. Das Haus hat keinen Abfluß, keine Öffnung, durch die man den Mist hinauswerfen könnte . . . Das wird ewig Feuchtigkeit und Gestank geben. Mögen sie sich einen besonderen Stall bauen. Warum sollen die Menschen des Viehs halber umkommen.

Als Anka diese Hetzereien vernahm, schlug sie die Hände voller Empörung über dem Kopf zusammen, aber dann überlegte sie und war's zufrieden.

— Sie sucht im ganzen ein Loch! Aber, mag sie nur! — Gut, wir werden uns einen Stall bauen.

Wildbach, der einen heftigen Auftritt gefürchtet hatte, war über ihre Ruhe erstaunt.

— Recht so, wir wollen einen bauen . . . Gleich morgen fang' ich an mit Gregor Balken und Pfähle zu zimmern.

Gregor, den Anka in ihren Plan einweihte, machte sich eifrig an die Arbeit. In einigen

Tagen war das Gerüst einer kleinen Jurte fertig und sie begannen dasselbe mit senkrechten Pfählen zu umkleiden; Anka aber und Byterchaj verschmierten die Wände mit Lehm und bewarfen sie bis zum Giebel mit einer dicken Erdschicht.

Das Häuschen war mit einem kleinen Schornstein, mit zwei Fensterchen versehen, und der Boden war teilweise gedielt und teilweise mit festgetretenem Lehm bedeckt. Es war so klein, daß die Kuh fast den ganzen Raum ausfüllte. Nur am Herde konnte noch ein Lager für zwei Personen Platz finden. Mergenj merkte wohl, was sie vorhatten, aber sie schwieg. Auch sie hatte ihre Pläne, die darauf hinausgingen, Anka während ihrer Schwangerschaft in den Stall zu verweisen. Um das Haus recht warm zu halten, wurde das Dach und die Nordseite mit dem Heu bedeckt, daß sie als ersten Vorrat von der Wiese gebracht hatten. Bald darauf wurde die Blesse und das Kalb feierlich in die neue Behausung geführt, und am folgenden Morgen brachten Gregor und Anka ihre Betten auch dahin.

Anfangs brachten sie nur die Nacht dort zu; dann aber zogen sie sich immer zeitiger in ihr Hüttchen zurück und immer länger brannte ein lustiges Feuer auf ihrem Herde. Byterchaj saß fast immer dort, und wenn Platz genug dagewesen wäre, hätte sie auch für ihr Leben gern da ge-

nächtigt. Aber die Jurte war der Wärme halber absichtlich so klein gebaut worden, daß nichts mehr Raum darin finden konnte. Nur ein ganz schmaler, niedriger Durchgang führte zwischen den Wänden und dem Standorte der Kuh. Aber so klein er war, hielt er weder Byterchaj noch Wildbach zurück, der die Nachbarn „von Zeit zu Zeit" besuchen kam. Um den angenehmen Eindruck des Zusammenseins zu erhöhn, kochten sie dann gewöhnlich Tee von Waldkräutern. Mergenj saß oft ganze, lange Abende einsam in der alten Jurte, und nur das Stöhnen der kranken Kutujachsyt unterbrach die Grabesstille des verlassenen Gebäudes.

Von draußen aber drang Lachen und lautes Geplauder zu ihnen herüber. Dann sang Mergenj ein langes, trauriges und wildes Lied, um die fröhlichen Stimmen nicht zu hören, aber noch öfter trat sie vor die Tür, lauschte dem Gespräch, haschte nach den Worten und rief endlich Byterchaj und Wildbach unter dem Vorwande nach Haus, daß es spät sei und Zeit, schlafen zu gehen.

— Morgen werdet ihr wieder Gott weiß wie lange schlafen und erst um Mittag an die Arbeit gehn! 's ist endlich Zeit, daß die Rederei aufhört!

— Oh, die versteht's, andere zur Arbeit an-

zutreiben! — flüsterte Anka, indem sie sich fest an Gregor schmiegte.

— Lass' sie doch! Wie gut ist's, daß wir umgezogen sind; die Knochen tun mir gleich weniger weh.

— Ich hab' dort nicht ruhig schlafen können. So wie sich die Hexe rührte, wachte ich auf, denn mir war's immer, sie kommt mit dem Messer.

— Schlaf' nur, schlaf'! Hierher wird sie nicht kommen.

— Aber, wie soll's weiter werden?

— Wie's weiter werden soll? . . . Sie werden sie totschlagen, denn sie wird ihre Diebereien nicht lassen, und dann behalten wir ihre Schätze.

Mergenj wurde immer erregter und machte Wildbach immer öfter Vorwürfe.

— Du verläßt mich, du vernachlässigst mich! Hast dich wohl in die hohle Weide vergafft?

— Ich denk' nicht dran! Aber du sprichst nicht gern, Mergenj . . . Ist's denn möglich, ein so vollkommnes Weib zu vergessen, wie du eins bist?

Sie lauschte seinen Lobreden, erlaubte ihm aber nicht, sich ihr zu nähern. Sie empfand jetzt einen Widerwillen gegen ihn. Und seine Wunden hatten sich infolge der Kälte und der schweren Arbeit auch wieder geöffnet und rochen mehr.

— Siehst du, wie du bist: weder dir selbst, noch anderen gönnst du was!

Aber sie wußte jemand, dem gegenüber sie sanft und willig gewesen wäre.

— Schweig' und scher dich fort!

Am nächsten Tage wiederholte sich dasselbe. Wieder nichts, als Einsamkeit; wieder knisterte das Feuer auf dem Herde, wieder stöhnte Kutujachsyt und draußen erschallten die fröhlichen Stimmen. Jemand erzählt ein Märchen und an den passenden Stellen trägt er die Reden der Menschen, der Helden, der Wunderpferde, der mächtigen Feinde und der Götter singend vor.

Sie meinte Gregors Stimme zu erkennen. Es kam nur selten vor, daß er ein Märchen erzählte. Sie hörte ihm gern zu und trat vor die Tür. Nebel schlichen über die Erde hin und hoch oben glänzten Myriaden von Sternen. Ja, sie hatte recht gehört: er begann mit veränderter Stimme eine neue Geschichte . . . Nein, es war keine Geschichte, es war ein Liebeslied.

— Oh, mein Herz! warum heißt du meinen beweglichen Mund reden? Warum lauschest du so begierig?

„Könnten meine Worte die Luft durchdringen und in deinem Gedächtnis haften bleiben, oh, dann wollte ich singen — singen ohne Unterlaß, immerdar!

„Warum ist mein Herz so ohnmächtig geworden? Warum sehen meine kühnen Augen nicht, warum ist mein Sinn so schlaff, so trübe?

„Ei, ja haj! Fort mit der Trübsal . . . Laßt uns fröhlich lachen, laßt uns freudig sein, ehe es zu spät ist . . . das Leben flieht so schnell!

„Hei! töne, meine kupferne Kehle, trage dein Lied herfür! . . . Laßt uns lieben, ehe uns Alter und Krankheit bezwingen, ehe sie uns in eine Handvoll Asche verwandeln!

„Als ich zum erstenmal zu dir kam, sprach ich zu dir: siehe, da bin ich. In den Träumen der Nacht werd' ich dir zur Seite stehen, bei Tage werd' ich dir im Wachen folgen, wie dein Schatten . . .

„Ach! könnte die leisen Winde ich durch die Macht meines Gesanges aufhalten, könnte die Wolken zerstreuen, oder die Gluten der Sonne dir mildern, wie wollt' ich dich umfächeln, umfächeln immerdar! . . .

Dieses Lied hatte er i h r oft gesungen.

Heftig öffnete Mergenj die Tür. Im Hintergrunde saßen Wildbach und Byterchaj, vom Feuer beleuchtet, ganz in Zuhören versunken, das Haupt auf die Hand gestützt; Anka wandte kein Auge von ihrem Manne. Keins von ihnen merkte, wie die Tür aufging, nur die Kuh wandte

den gehörnten Kopf nach Mergenj um und ihre Augen blitzten.

— Wildbach, komm' auf der Stelle her! — erscholl plötzlich eine heisere Stimme und erfüllte die Herzen der Anwesenden mit Schrecken.

— Was willst du?

— Komm'! Ich hab's satt! Ich sag' dir, ich hab's satt!

— Geh'! geh'! — schob ihn Anka hinaus.

— Was ist los? — fragte Wildbach und kraute sich hinterm Ohr, als sie in der Jurte waren und er in die flammenden Augen der Frau sah.

— Den ganzen lieben Tag hör' ich keine Menschenstimme, . . . sehe kein menschliches Gesicht . . . Nichts, als das Stöhnen der sterbenden Kutujachsyt . . . Und ihr feiert dort Feste! . . . Ich hab's satt! . . . Ich erlaub's nicht mehr! . . . Zweimal am Tage trinkt ihr Tee . . . und die anderen kriegen weder Milch noch Butter . . . Ich hab's satt! Werd' ich euch später nicht von meinen eigenen Vorräten abgeben müssen, wenn nichts mehr zu essen da ist? . . . Und benutzt ihr nicht jetzt schon mein Hab und Gut — meine Netze, mein Boot, mein Geschirr? . . . Hast du ihnen nicht geholfen Heu machen und es in Schober stellen? . . . oder den Stall bauen . . . und bist du nicht mein? — rede! —

— Dein, natürlich dein, — antwortete er sanft.

— Siehst du. Die Kuh gehört ihnen vielleicht, aber wenn sie noch apart Milch trinken, nehmen sie's uns vor dem Munde weg. Sie untergraben unser Leben, um das ihre zu erhalten . . . Wenn der Hunger kommt, werden die Ausgehungerten und Abgearbeiteten zuerst sterben. Du wirst sterben, und ich will nicht, daß du stirbst. Mögen sie lieber sterben. Sag' ihnen, ich will's haben, ich befehle, sie sollen wieder hierher kommen, sonst jag' ich die Kuh fort und lege Feuer an den Stall . . . Sie müssen zurückkommen!

— Nein, das kann ich ihnen nicht sagen! Sie werden nicht gehorchen wollen . . . Es sind freie Leute!

— Nun gut! Sag's nicht, dann verbrenne ich sie gleich!

Sie ergriff einen Brand.

— Ich will's schon sagen! ich will's sagen! . . . Um Gotteswillen, Weib! . . . Morgen will ich's ihnen sagen, beruhige dich nur! . . . Aber Anka wird sicher nichts davon wissen wollen. Die Kuh gehört ihr . . . Erst wolltest du ihr den Mann nehmen, und jetzt die Kuh . . . Ich hab' schon geglaubt, du wolltest dich bessern!

Sie lachte kurz auf und stieß ihn zurück. Byterchaj schlüpfte furchtsam in die Jurte.

— Dummer Kerl! Wir wollen sehn, was deine schöne Puppe morgen sagen wird.

Sie ging in ihren Winkel und zog die Kleider aus. Wildbach entkleidete sich auch und überlegte.

— Was ist in sie gefahren? . . . Daß man doch nie aus den Weibern klug werden kann! . . . Sie haben keinen Funken Verstand. Morgen fahren sie sich gewiß in die Haare! . . . Ich muß Gregor einen Wink geben. Ich weiß schon, was ich ihnen raten will . . . Mag Anka mit Byterchaj im Stalle schlafen und Gregor hier . . . Dann wird man Anka gar nicht merken . . . Oder noch besser, mag Mergenj dort schlafen.

Der Plan beruhigte ihn und bald war er, müde, wie er war, fest eingeschlafen.

Aber Mergenj fand keinen Schlaf. All die Hoffnungen und Freuden, die das Lied geweckt hatte, waren wieder vor ihr erstanden . . . Und alle waren sie mit dem Erscheinen dieses Bleichgesichts verschwunden . . . Ein ganzes Heer von Trübsal und Elend war ihr gefolgt. Wenn sie nicht gekommen wäre, hätten die Vorräte vielleicht ausgereicht und jene wahnsinnige Nacht wäre nie gekommen . . . Sie, Mergenj, wäre jetzt

nicht allein . . . Gregor hätte sie nicht verlassen . . . sie würde nicht gehaßt, wie ein wildes Tier. Ihr Herz, das der Zorn verhärtet hatte, begann wieder weich zu werden und sie hatte gedacht, die Tage würden zurückkehren, an denen sie gelächelt und anderen Menschen wohlgewollt hatte . . . Und jetzt ist alles wieder Nacht und Kälte und Grauen! Und es kann nicht mehr anders werden, denn es ist geschehen! . . . Sie sah Gregors Gesicht wieder vor sich, wie es damals war, als er sie am Ufer des Baches zurückstieß, und jener heiße, purpurne, sternbeschienene Abend schien wieder Wirklichkeit zu sein . . . Sie sprang auf.

. . . Und jetzt . . . schlafen sie dort —engumschlungen . . . Die Rinder wärmen ihren Körper mit ihrem warmen Atem . . . Ihre Herzen schlagen ruhig . . . Und dort, weit weg von hier, im warmen, traulichen Hause, ruht der Mann an der Seite einer anderen, den sie zuerst geliebt, und der sie bis hierher verstoßen hat . . .

Ein kalter Schauer überlief sie.

Sie schleppte sich von ihrem Lager und begann das Feuer anzufachen. Schwach glomm der einzige Brand auf, der noch unter der Asche glühte. Sie ging hinaus, um Holz zu holen, kam aber nicht wieder. Im grauen Lichte der Morgendämmerung stieg der stille Stall vor ihr

auf, wie ein Gespenst . . . Ein feiner Rauch kräuselte sich über dem Schornsteine.

— Es ist von selbst angebrannt! — dachte sie in wilder Freude und kehrte in die Jurte zurück. Sie horchte ein Weilchen und als sie sich überzeugt hatte, daß Wildbach schlief und daß Kutujachsyt nicht lauter als gewöhnlich stöhnte, ergriff sie den Brand, lief hinaus und steckte ihn in das Heu, das der Wärme halber an die nördliche Wand des Stalles gehäuft war. Dann kehrte sie schnell zurück, konnte es aber in der Jurte nicht aushalten. Wieder lief sie hinaus; unvorsichtig, fiebernd vor Aufregung, vergaß sie die Tür hinter sich zuzuziehn; von oben und von den Seiten her leckten die blutroten Zungen schon am Stalle und begannen ihn zu umschlingen. Der Morgenwind fachte die Flammen an, aber Mergenj konnte noch hinzuspringen und die Tür mit einem hastig ergriffenen Klotz verrammeln. Es war die höchste Zeit, denn fast in demselben Augenblicke erscholl das Brüllen des Viehs, dann zuckte ein bleiches Gesicht, dann ein Paar Hände auf, es wurde von innen verzweifelt an die Tür geschlagen und nicht mehr menschlich tönte der Ruf:

— Rettet! . . . Es brennt! . . . Macht auf!

Wildbach, Byterchaj, Kutujachsyt sogar stürzten auf diesen Schrei aus der Jurte.

— Wo brennt's, wo brennt's? — wiederholten sie gedankenlos, obgleich der brennende Haufen dicht vor ihnen stand, aus dessen Innern unmenschliches Wehgeschrei, das erschütternde Gebrüll des Viehs und der Kampf ringender Körper erscholl. Endlich erblickte Wildbach die verrammelte Tür, stürzte darauf zu, und trotz der Flammen, die ihn wie Schlangen, bald bei den Händen, bald bei den Armen packten, wälzte er den Klotz ab und zurück und öffnete die Tür. In demselben Augenblick erschien der gehörnte Kopf der Blesse darin, aber das Tier konnte nicht mehr hinaus; es fiel um und verstopfte die Öffnung mit seinem Körper. Wildbach versuchte, es herauszuziehn, schlug und zerrte es hin und her, aber das arme Vieh konnte nicht aufstehen; es zitterte nur und brüllte. Verzweiflungsvoll nahm es noch einmal seine ganze Kraft zusammen und von einem Hiebe angetrieben, stützte es sich auf die Kniee und schlug mit der Brust an den Türrahmen. Die bereits vom Feuer angefressene Wand erbebte, die Balken stürzten und vergruben Wildbach und die Kuh unter einem Haufen flammender Brände. Die Beine des Unglücklichen, die armen wunden Beine sahen unter den kreuz und quer liegenden Bohlen hervor. Er wollte sich darauf stützen und sich aus der furchtbaren Falle befrein. Mergenj eilte herbei, und

der eigenen Gefahr nicht achtend, zerrte sie das brennende Holz auseinander.

Da — plötzlich kam ein stärkerer Windstoß, und aus dem Innern des Hauses wälzten sich schwarze Rauchwolken und blutrote Flammen, wie die vielgespaltene Zunge eines Riesendrachens und schlugen über ihr zusammen. In demselben Augenblicke schwankte das Gebäude, das schon nach ihrer Seite hin geneigt war, und stürzte zusammen. Der Grundbalken des Daches traf ihre Brust, schleuderte sie nieder und nagelte sie an die Erde fest. Furchtbar ächzend wand sie sich in der brennenden Glut. Endlich wurde sie still.

Die aufgehende Sonne vergoldete die grauen Rauchsäulen, die von der Brandstätte aufstiegen und die vor Entsetzen versteinerten Gestalten Byterchajs und Kutujachsyts.

* * *

Kutujachsyt schleppte sich gleich in die Jurte zurück, legte sich hin und stand nicht mehr auf. Einige Tage später war sie tot. Byterchaj war nun ganz allein. Die Angst verließ sie nicht mehr. Sie brauchte nur die Hand auszustrecken, um etwas zu essen zu finden, aber sie fürchtete die Tür aufzumachen, die in die Vorratskammer führte. Sie lebte von Mäusen, von Hagebutten, von

Kräutern, die sie in der Nähe sammeln konnte. Sie wurde immer magerer, immer bleicher, ihre Kräfte schwanden immer mehr, und den Rest des Tages, der ihr vom Fangen der Tiere, vom Sammeln der Beeren übrig blieb, verbrachte sie in der Jurte, obgleich der Geruch von Kutujachsyts verwesendem Körper die Luft darin verpestete. Endlich schickte ihr das Schicksal einen Befreier. Sie erblickte ihn eines Abends, als sie mit einem Eimer voll Wasser heimkehrte. Es war ein plumpes, schwarzes Tier und so groß wie die Blesse. Das Mädchen erbebte vor Freude, denn im ersten Augenblicke dachte sie, es sei wirklich die Blesse, es sei nichts geschehen und Anka und Gregor würden gleich aus dem Hause treten. Aber der Gast hatte eine haarige, dreieckige Schnauze, ungeheure Klauen, aber keine Hörner und keinen Schwanz. Als er ihrer ansichtig wurde, blieb er stehen und setzte sich, dann kratzte er sich mit der Hintertatze hinterm Ohr. Byterchaj stürzte atemlos in die Jurte und schlug die Tür hinter sich zu. Dann trat sie neugierig ans Fenster, um zu sehen, was weiter geschehen würde. Das Tier erschrak beim Knallen der Türe, stellte sich auf die Hinterbeine und sah sich um. Es war still und es dunkelte schon, nur der See, den das Abendrot purpurn färbte, plätscherte in der Ferne; da beruhigte es sich, ging auf die

Brandstätte zu, berührte den fahlen Kopf Mergenjs mit der Schnauze und machte sich daran, ihren Körper zu zerfleischen. Fast die ganze Nacht hindurch lärmte er und rumorte zwischen den Balken.

Gegen Morgen sah Byterchaj keine Leichen mehr, nur bleiche Knochen und blutige, zwischen den Kohlen umherliegende Fleischfetzen. Der Bär schlief in der Nähe; die Schnauze hatte er zwischen die Tatzen gesteckt . . . Zwei Tage lang schmauste er vor der Tür der Jurte. In der letzten Nacht stieß er sogar auf Hindernisse, kämpfte mit irgend einem Tier und brüllte zornig. Aber er ging nicht fort. Gegen Morgen sah ihn das Kind wieder am gewohnten Ort in der Sonne schlafen . . . Hunger und Durst quälten sie furchtbar, aber sie wagte sich nicht hinaus . . . Halbtot saß sie in einem Eckchen und träumte von den grünen Wäldern, von dem Lande am großen See, wo glückliche Menschen wohnen, wo Kinder und Kälber so frei umherlaufen . . . Ein Geräusch am Fenster brachte sie zur Besinnung. Eine ungeheure, haarige Schnauze und eine krallenbewehrte Tatze zwängten sich fast gleichzeitig hindurch, aber die Öffnung war zu klein . . . Das Tier ließ seine Augen blitzen und zog sich zurück . . . Aber es gab sein Vorhaben nicht auf . . . Sie hörte, wie es um die Jurte herum-

strich und das Gras niederstampfte. Endlich sprang es schwerfällig aufs Dach, das unter seiner Last krachte . . . An dem Kratzen da oben, am Geräusch der herabfallenden Erde, am Schwanken der Dachbalken endlich merkte sie, daß er dort scharre . . . Nach einer Weile traten die Balken auseinander, fielen krachend herab und in der erhellten Öffnung erschien ein Kopf mit blutunterlaufenen Augen.

Der Bär sah hinein und ließ sich hinabgleiten. Dann blieb er stehn, schüttelte den Staub ab, steckte die Nase in die Luft, schnupperte und ging gerade auf Kutujachsyts Lager zu . . . Aber — unterwegs begegnete sein Blick den Augen Byterchajs, die brannten, wie zwei Karfunkel.

Er erhob sich auf die Hinterbeine, ließ einen gurgelnden Laut ertönen und immer wütender schnaubend, speiend und die Zähne fletschend, ging er — das Fell gesträubt, fürchterlich anzusehn, — auf sie los . . . Das Kind rührte sich nicht, schrie nicht und stöhnte nicht einmal auf, als er das magere Körperchen mit der Tatze an die Bank drückte.

Der Schnee hatte die zugefrorenen Seen, die durchsichtigen Wälder und die kümmerliche Erde zugedeckt. Ein mächtiger Frost hatte alles zu hartem Kristall erstarren gemacht.

Als die Gemeinde von den Jägern erfuhr, daß kein Rauch mehr aus der Jurte der Aussätzigen aufstieg, schickte sie einen Boten hin, um sich zu überzeugen, ob Gott den „Fluch" wirklich von ihnen genommen habe. Der Jakut schrie lange, ohne Antwort zu erhalten; endlich hob er die Tür mit seinem Speer aus den Angeln. . .

Er sah das zertrümmerte Dach und wußte gleich, was vorgefallen war.

— Das war ein Bär! — murmelte er.

Mit dieser Nachricht kehrte er zum Fürsten zurück . . . Da beschloß die „Versammlung" Geld ins Städtchen zu schicken und eine Totenmesse lesen zu lassen, die Jurte aber sollte verbrannt werden.

Ein zweiter Bote schob, nachdem er sich andächtig bekreuzigt hatte, ein Bündel brennenden Reisigs unter den Dachstuhl des giftdurchtränkten Gebäudes . . . Er blieb in der Nähe stehen und wartete, bis ihn die aus dem Innern aufsteigenden Rauchsäulen überzeugten, daß das Feuer gut brannte. Dann kehrte er zu den Seinen zurück.

An jener Stelle aber blieben nur zwei Aschenhaufen und eine Handvoll Knochen. So weit die Wanderungen der Aussätzigen gereicht hatten, blieb die Umgegend lange öde und unbesucht . . . Niemand wagte es, hier Beeren zu pflücken,

Fische zu fangen, oder das sich hier sicher fühlende Wild zu jagen.

Aber der Rost des Lebens, der durch den Tod der vorangegangenen Opfer nicht mit der Wurzel ausgerottet, nicht im Keime erstickt ist, wird wieder irgendwo auf Menschenleibern ausschlagen und wieder werden die verfluchten Einöden bevölkert werden und von Wehklagen widerhallen.



Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

Verlag Dr. J. Marchlewski & Co., München.

Maxim Gorky

Nachtasyl.

Scenen aus der Tiefe in 4 Akten.

Deutsch von August Scholz.

Einzig autorisierte und gesetzlich geschützte Ausgabe.

Preis M. 2.—.

Das Stück wird an den künstlerisch bedeutendsten Bühnen wie:

Moskau, Berlin, Wien, Dresden, Leipzig, Frankfurt a. M., Breslau, Köln, Prag etc. etc.

unter enthusiastischem Beifall des Publikums aufgeführt.

Die Urteile der Kritik stimmen überein in der höchsten Wertschätzung dieses neuesten Werkes des so schnell beliebt gewordenen russischen Dichters.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Demnächst erscheint:

Adolf Dygasiński

Lebensfreuden.

Dygasiński, eine der bedeutendsten Persönlichkeit der polnischen Literatur ist bisher dem deutschen Publikum nahezu ganz unbekannt geblieben. Neben seinen Werken zeichnen sich besonders die hervor, in denen der Dichter Naturschilderungen von unerreichter Schönheit entwirft. Unerbittlicher grausamer Kampf, in denen die Kreatur zu Grunde geht und das urewige Leben triumphiert, ist das Lieblingsthema des Dichters. Und immer spricht zu uns ein tiefer Geist und ein grundgütiges Gemüt, der scharfe Beobachter, der die geheimsten Regungen der Natur beobachtet und der enthusiastische Dichter. „Lebensfreuden" ist des Verewigten letztes und größtes Werk.

Der Verlag hat keine Mühe gescheut, das Werk aufs beste auszugestatten. Die junge polnische dekorative Kunst erhält Gelegenheit durch den Buchschmuck des Werkes Zeugnis für ihr Können abzulegen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

